


LILLY LIBRARY

EARLHAM COLLEGE

From the Library of
JOSEPH E. HOSKINS
Class of 1945
1916 - 1971

WITHDRAWN

Paula Tent



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

KÖNIG HABER

21.—25. TAUSEND

KÖNIG HABER

Erzählung

von

ALFRED NEUMANN



1929

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART

Geschrieben in Fiesole-Florenz im Frühjahr 1925
Zuerst erschienen 1926 in Engelhorns Romanbibliothek

PT

2627

E7.3

K6

EARLHAM COLLEGE

JAN 17 1973

LILLY LIBRARY

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten / Copyright 1926 by J. Engelhorns Nachf. Stuttgart
Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Kraus,
Stuttgart

CATERINA DI FIESOLE!

Fecemi la divina potestate

INFERNO, III, 5

Erstes Kapitel

Der Bankier Moritz Haber, der sich Moritz Freiherr von Haber zu nennen seit einiger Zeit das Recht hatte — ein harter, zielbewußter, in seinen Mitteln unbedenklicher Mann — ertrug das Aufchnellen seiner Lebenssituation mit der gleichen Gelassenheit wie die immer wachsende Abneigung des kleinen Landes. Seine Vergangenheit war dunkel; auch seine vielen Feinde konnten über sein Vorleben wenig Gewisses erfahren; und die unterschiedlichen Gerüchte über ihn — daß er ein portugiesischer Jude sei, ein wegen Veruntreuungen verjagter Finanzagent Dom Miguels von Braganza, daß er später in Paris und London unlautere Geldgeschäfte und strafbare Bankrotts geübt habe — erwiesen sich niemals als haltbar genug, um aus ihnen den von der

Allgemeinheit gewünschten Strick für ihn zu drehen. Er hatte für die Anwürfe kaum ein Achselzucken, trug gerne den Calatrava-Stern, der nur Katholiken verliehen wurde, sprach zuweilen von seinen Beziehungen zu den Höfen Spaniens und Portugals, zu der französischen, englischen, Wiener und Frankfurter Hochfinanz und bewies in der Tat seine internationale Geltung durch die Rapporte seiner Agenten in den europäischen Zentren und durch seinen sich immer steigenden Einblick auf den kontinentalen Geldmarkt.

Er war um das Jahr 1820 als Pächter der Spielbank von B., einem mondänen Bad in der Nähe der Residenz, aufgetaucht und finanzierte später die Debauchen des verstorbenen Großherzogs. Seine merkwürdige Kenntnis von jeweilig in Mode stehenden Pariser Kokotten benutzte er, um den bestimmten Launen des Fürsten in einer Weise Erfüllung zu verschaffen, daß diese persönliche Erfahrung zu-

flammen mit feinen fcheinbar unbegrenzten Geldmitteln allmählich feine Unentbehrlichkeit und die befondere Gunft des Herrfchers bewirkte. Von diefen heimlichen Gründen der großherzoglichen Huld wußte die Allgemeinheit ebenfalls nur durch unklare Gerüchte: Haber, der einen gewissen Hang für das Reputierliche hatte, forgte als Privatmann und als Finanzier für eine durchaus fichtliche Sauberkeit feines bürgerlichen Lebens. Er verheiratete fich, vierzigjährig, mit einem Mädchen aus geachtetem Frankfurter Hauſe, hatte zwei Söhne, benutzte die Privilegien, die ihm der Landesherr gewährte, um die Spielbank mit feinem Finanzinſtitut zu verbinden, in die Reihe der großen europäiſchen Bankiers aufzurücken und zu außerordentlichem Reichtum zu kommen. Er baute fich in der Hauptſtraße der Refidenz ein ſchloßähnliches Haus und zwang die Gefellſchaft, ihn und feine Bedeutung anzuerkennen.

Als der Großherzog ſtarb, war fein Einfluß

als Geldgeber des Hofes bereits so groß, daß der schwächliche Nachfolger ihm nicht nur die Huld erhielt, sondern sie sogar bis zu einer Art Freundschaft steigerte. Die Julirevolution, deren Ausichtslosigkeit der Bankier durch seine Verbindung mit Wien sofort erkannte, brachte ihm die heimliche politische Macht. Er lenkte die zaghafte Hand des Herrschers, gewährte zur rechten Zeit die Preßfreiheit und unterdrückte sie in dem Augenblick, als die Polizei wieder die volle Gewalt hatte. Trotzdem er geschickt genug war, nichts von seiner tatsächlichen Macht zu zeigen, sich mit einigen Orden und dem Freiherrntitel zu begnügen und politisch — als Vertrauter des Fürsten — nur den üblichen Konservativismus der oberen Stände zu propagieren, verdichtete sich feltamerweise nicht nur die Abneigung der sozial Unterdrückten, sondern auch der durch seine Tätigkeit restaurierten Aristokratie zum Haß gegen ihn. Doch die Wut in den Augen, die ihn anfahren oder die er auf dem Rücken fühlte,

mahnte ihn nicht zur Vorsicht oder zur Zurückhaltung: sie reizte ihn zu dem Trotz, der ihm verhängnisvoll wurde.

Als er das erstemal von dem Gerücht hörte, das ihn mit der dreißigjährigen Großherzogin kopulierte, lächelte er auf eine so abgründige Art, daß der Überbringer der Fama, sein vertrauter Buchhalter Ignaz Schmedel, sich erschreckt unterbrach: „Mein Gott, Herr Haber!“ —

Die Neigung des Großherzogs für das eigene Geschlecht war nicht allein dem Hof bekannt, sondern wurde bereits im Lande besprochen, als er noch Erbprinz war.

Die junge, nicht unschöne Prinzessin, die ihm zur Gemahlin bestimmt wurde und durch die galante Sphäre der Wiener Hofburg verwöhnt war, erfuhr von seiner Konstitution, noch ehe sie ihn kennenlernte. Da die dynastische Disziplin in ihr von Kindheit an aus-

gebildet war, hatte sie keine Entscheidung zu bedenken: sie gehorchte. Es kam ihr auch nicht in den Sinn, daß seine Entartung sie als Frau isolieren, daß sie unglücklich werden könnte. Die erhöhte Stellung lockte, die Pflichten und Rechte der Repräsentation schienen genug Inhalt dem Leben zu geben und den Verlust der Metropole auszugleichen. Trotzdem wurde die Freudlosigkeit der Ehe beklemmend; die Jahre mit dem wachsenden Schatten der Gewohnheit entlasteten die Seele nicht, sondern beschwerten sie mit einer Sehnsucht, die nicht erwartet war und zur Melancholie führte. Die Sinne rebellierten gegen solchen kahlen Weg ins Alter und fühlten die Verfäumnis wie eine Beschämung. Sie suchte nach Liebhabern; aber die Männer, mit denen sie in Berührung kam, waren entweder Freunde des Fürsten oder alte Hofleute, die im Zeremoniell wie in einem Panzer staken. Um sich auf Stallmeister oder Lakaien zu stürzen, war sie nicht geschmacklos genug; zudem hielt sie ihre Hoffart und

eine tiefe Angst vor dem Skandal in einer äußeren Haltung, die Abstand schuf. Als sie sich schließlich zur Frau rettete und die Baroneß Raven, ihre junge, zutunliche Hofdame, mit der ganzen Kraft ihrer unverbrauchten Zärtlichkeit lieben konnte, löste sich die Spannung des Körpers und der Seele für einige Zeit.

In den letzten Regierungsjahren des verstorbenen Großherzogs lernte sie Haber kennen. Der gut gewachsene Mann mit dem flächigen, ein wenig zu vollen Gesicht, der trotz seiner Devotion auf angenehme Weise die Sicherheit und gemessene Würde des gereiften Menschen zu zeigen wußte, gefiel ihr. Er verbreitete eine zugleich lebendige und beherrschte Atmosphäre, eine kluge Tatkraft und zugleich eine eigenartige körperliche Energie, die der vom Männlichen entwöhnten Fürstin auf erregende Art wohl tat. Haber schätzte zunächst ihre Intelligenz, die der ihres Mannes überlegen war. Er fühlte wohl auch des hochgekommenen Menschen Freude an natürlich getra-

gener Majestät, an ihrem anmutigen Hochmut: Freude, sie in solcher Nähe zu sehen, und leise Verlockung. Dann merkte er die sinnliche Wirkung seiner Person, und er, der Ehrgeizige, begehrte sie. Es ergriff ihn ein dunkler Taumel wie nach schwerem Wein. Er glaubte, sie zu lieben; er hatte keinen Gedanken an die Machtstellung, die ihm ein Favoritenumgeben könnte. — Die Fürstin kam ihm entgegen; sie duldet mit erschreckten Augen seine erste Umarmung. Sie richtete es ein, daß während der Audienzen die Hofdamen für einige Minuten entfernt wurden; dann küßten sie sich wild. Der Tod des alten Großherzogs und die Krönungsfeierlichkeiten trennten sie für eine Zeitspanne.

Habers Leidenschaft steigerte sich; er wagte das Letzte. Er kaufte ein Jagdschloßchen im Areal der großherzoglichen Sommerresidenz. Die Fürstin verstand, ihre Umgebung von ihrem Hang für einsame Spaziergänge zu überzeugen. An einem glühenden August-

nachmittag fand sie sich bei ihm ein und gab sich ihm.

Da eine feltene körperliche Übereinstimmung die beiden vor den Erscheinungen des Überdrusses oder des Widerwillens schützte und da der Mann nicht weniger als die Frau die Fähigkeit besaß, in ihrem öffentlichen Leben gegeneinander eine untadlige Haltung zu bewahren, hielt sich ihre Verbindung, ohne daß die Welt von ihr erfuhr. Keiner hatte den andern zu mißbrauchen notwendig. Haber erklimm den Berg seiner Macht auf seinen eigenen Füßen; das Herrscherhaus schuldete ihm vielleicht mehr Dank, als er von ihm empfing. Die Großherzogin, seiner Verschwiegenheit sicher und durch seine Neigung neu belebt, gewöhnte sich, in ihm einen vollkommenen oder sogar großen Mann zu sehen, der, weit entfernt, eines Schutzes zu bedürfen, sie durch seine heimliche Stützung beglückte.

Die Gefahren für sie begannen mit der Eifersucht des jungen Fräulein von Raven, das sich nicht ohne Widerstand in den Hintergrund drängen lassen wollte. Die Fürstin besaß die Klugheit, ihre Zärtlichkeit für die Dame nur allmählich abzumindern. Aber die Leidenschaft für den Mann war stärker als die immer mehr erzwungene Freundlichkeit dem Mädchen gegenüber: sie leuchtete gleichsam durch sie hindurch. Das Fräulein sah sich entsetzt und war sofort bereit zu haßen. Die aristokratische Voreingenommenheit gegen Haber, die in dem Maße gewachsen war, als der Bankier hoch und in die Nähe kam, verband sich mit dem Instinkt des liebenden Menschen: das Fräulein fand die Spur. Es begann, ohne die Innigkeit des Verhältnisses zu ahnen, den Mann schlecht zu machen, die schlimmen Gerüchte über ihn mit dem Stempel der Gewißheit zu versehen, ihn sogar usurpatorischer Ambitionen zu verdächtigen. Die Fürstin hörte solche Reden ruhig an, be-

wunderte heimlich das unbeirrbares Gefühl der Liebenden und pflegte dann zu sagen, daß der Baron Haber dem regierenden Hause sehr große Dienste leiste — Dienste, die von der Öffentlichkeit nicht immer gesehen und auf keinen Fall beurteilt werden können — daß er ein bekannter Wohltäter sei und ein rechtschaffenes Leben führe. Einige Male schien die Dame Raven beruhigt zu sein; die Großherzogin sprach die Verteidigung des Mannes so ohne persönliche Interessiertheit — eine Anerkennung fast wie für einen Hoflieferanten — daß es dem Fräulein wohl schwerfiel, die hohe Frau auch nur in Gedanken mit diesem Menschen zu verbinden. Dann wieder sah die Dame mehr, wenn Haber sich über die Hand der Fürstin beugte. Sie hörte zwischen seinen langsamen, wohlgesetzten Worten und ihren freundlichen Antworten die ungeheuerliche Vertraulichkeit, sah sie in seinen ironischen Augen, in dem kleinen Zucken ihrer Mundwinkel, wenn sie ihn formell entließ. Die

Großherzogin spürte die entschleiern den Gedanken der andern; sie konnte dann ihren langen Blick nicht ertragen und wechselte die Farbe. Haber riet ihr, das Fräulein außer Landes zu verheiraten. Sie fand auch einen österreichischen Grafen, der im Sonderauftrag am Hof weilte und für das hübsche Mädchen Interesse zu haben schien. Aber die Raven küßte sie und sagte leise: „Ich weiß, du willst mich fort haben, Irene; doch ich gehe nicht.“

Während der Julirevolution und auch in den folgenden Monaten blieb der Hof in der Sommerresidenz. Die Fürstin besuchte fast täglich Habers Jagdschlößchen. Als sie es an einem Septemberabend verließ, stand das Fräulein von Raven vor dem Eingang.

„Sie waren zwei Stunden bei ihm. Hoheit.“

Die Fürstin wurde blaß; sie sagte schärfer, als es ihre Art war: „Liebe Raven, ich schätze solche Kontrolle nicht. Ich weiß nicht, ob ich nötig habe zu erklären, daß es sich selbstverständlich nur um eine Besprechung der politi-

fchen Situation handelt. Der Baron ist unser Vertrauensmann. Nur ihm haben wir es zu verdanken, wenn die Gefahr für uns abgewandt scheint und wir bald in die Residenz zurückkehren können.“

Das Fräulein ging schweigfam neben ihr. Im Schloß sagte es hart und mit einem schnellen Blick: „Sie müssen sich frisieren lassen, Hoheit; Sie müssen sich pudern!“

An einem der nächsten Tage ließ sich Haber bei der Hofdame melden. Sie sah ihn erstaunt und etwas verwirrt an: was er wünsche. Der Mann entgegnete höflich: „Ich wünsche nichts, Baroneß; ich bitte Sie, mir die Gründe Ihrer Antipathie gegen mich zu sagen. Vielleicht kann ich Ihre Gefinnung zu meinen Gunsten korrigieren.“

Seine glatten Worte reizten sie um so mehr, als sie seine Absichten nicht erriet und seine Überlegenheit fürchtete. Sie sagte nervös:

„Sie sind weder auf meine Antipathie noch auf meine gute Gefinnung angewiesen, Herr von Haber. Das wissen Sie so gut wie ich; also was wollen Sie?“

Der Bankier verzog ein wenig den Mund: „Ihre Hoheit weiß von meinem Besuch nichts.“

„Was befagt das?“

„Daß Sie nicht glauben sollen, Baroneß, ich spreche in ihrem Auftrag.“

„Daran dachte ich nicht.“

„Dachten Sie wirklich nicht daran, Mademoiselle? — Ich meine, der Gedanke liegt nahe, daß ich Ihnen auf Wunsch der hohen Frau die Anlässe ihrer inoffiziellen Besuche bei mir mitteile, um jedem illoyalen Gerücht vorzubeugen. Aber ich versichere Ihnen, daß die Großherzogin von meinem Gespräch mit Ihnen nichts weiß.“

Er sah sie plötzlich mit einem vollen Blick an.

„Vielleicht habe ich meine Gründe, Baroneß, anzunehmen, daß Ihre Voreingenommen-

heit gegen mich nur einen Zufall zu finden braucht, um unübersehbaren Schaden anzurichten. Ich denke dabei nicht an meine Person. Verstehen Sie mich, gnädiges Fräulein?“

Die Raven zerdrückte das Taschentuch in ihren Händen. Sie sagte hastig: „Die Person meiner Fürstin ist über jeden Verdacht erhaben. Was Ihre Person betrifft...“

Sie machte eine verletzendende Pause und hob die Schultern; sie fuhr hochmütig fort: „Ich bitte Sie, mich weder einer Illoyalität noch der Freude am Skandal zu verdächtigen. — Und begreifen Sie denn nicht die Lächerlichkeit oder die doppelte Beleidigung für die hohe Frau, wenn das Gerücht gerade Sie fände?“

Habers Stirn rötete sich; er senkte ein wenig den Kopf und stand dann auf.

„Mein Fräulein,“ sagte er kalt, „diese Wendung des Gesprächs war unangebracht; sie ist auch schädlich. Ich glaube, Sie sind zu bedauern, Baroneß. — Ich darf mich zurückziehen.“

Er ging zur Tür und verneigte sich. Die Raven sagte schnell: „Unser Gespräch ist noch nicht zu Ende.“

Haber blieb an der Tür stehen.

„Gewiß nicht, Baroneß, es möchte erst beginnen, wenn Sie das, was Sie so gut wissen wie ich, nicht auf solch häßliche Art leugnen. Muß ich Sie denn überführen? Muß ich Ihre absurde Diplomatie anwenden, um Ihnen den Sinn meines Besuches begreiflich zu machen?“

Die Dame sah an ihm vorbei und schwieg. Haber sprach ernst: „Also gut, Fräulein von Raven, ich sage Ihnen jetzt etwas bereits Gefagtes. Die Großherzogin war bei mir, um von mir einen politischen Situationsbericht zu hören. — Ich weiß, daß Sie jetzt am Ende Ihrer Verstellung sind. Was werden Sie, was müssen Sie mir also antworten?“

Das Fräulein war an solche Debatten nicht gewöhnt; es war sehr blaß, die Hände zitterten.

„Mein Gott! Was wollen Sie?“

Haber kam einige Schritte näher; er sagte leise und rasch: „Ich will, im Interesse der Fürstin, daß Sie sich für einige Zeit beurlauben lassen. — Es gibt Dinge, Baroneß, die nicht gewußt werden dürfen. Da Sie gegen mich sind, muß ich gegen Sie sein. Warum ich so sprechen kann, wissen Sie. Wären Sie überlegter, so wüßten Sie, daß ich so sprechen muß. Heute werden Sie gebeten, morgen könnten Sie gezwungen werden.“

Die Dame antwortete nicht.

Zwei Tage später bat sie die Großherzogin um Urlaub, der ihr freundlich, doch ohne eine erstaunte Frage gewährt wurde.

Ungefähr von dieser Zeit an begann das Land von der Freundschaft der Fürstin mit dem Bankier Haber zu sprechen.

Zweites Kapitel

Die Wolken über den beiden wurden im Winter dichter und dunkler: die Großherzogin fühlte sich schwanger.

Haber bemerkte anfangs November an ihr eine Unruhe, die — wenig sichtbar für die übrigen — ihre geschlossene Art merkwürdig leidvoll machte. Nach einigen Tagen der ausweichenden Antworten bekannte sie ihm klar und beinahe sachlich ihren Zustand. Sie sah ihn prüfend an. Sein Gesicht war ruhig, fast heiter; aber er schwieg.

„Sie kennen gewiß in Wien oder Paris geschickte Ärzte?“ fragte sie unvermittelt.

Haber hob den Kopf und betrachtete sie ernst.

„Hoheit,“ sprach er, „der Thronfolger ... vielleicht!“

Sie antwortete ruhig: „Ich bin blond und weißhäutig, der Großherzog ist es auch — von allem andern abgesehen, mein Freund.“

Der Mann kniff die Lippen zusammen und strich sich über das Haar.

„Wärest du nicht du, Irene,“ sprach er traurig, „und ich nicht ich: wir brauchten nicht so lieblos zu sprechen.“

Ihre Augen bekamen einen feuchten Glanz; doch sie hielt die Tränen zurück. Sie kam still auf ihn zu und streichelte seine Hand. Nach der Spanne des Schweigens sagte er mit seiner gleichmütigen Stimme: „Paris ist vorzuziehen, weil es dein Inkognito besser bewahrt und weil ich mich dort besser auskenne.“

Die Fürstin ging. Haber sah ihr nach, bis sie in der novembertrüben Allee verschwand. Sie ging etwas nach vorne geneigt, wahrhaftig, als schleppe sie an einer Last. Er schloß die Tür auf und trat in die Halle zurück; sie war eichenholzgetäfelt und nahm die ganze

Breite des Erdgeschoßes ein; an den Wänden, unter den Hirschgeweihen, standen hochleh-nige Stühle, deren Leder in blinder Prägung die Wappen der früheren Besitzer zeigte. Haber schloß mit zufriedenem Gesicht die Läden, zog einen Sessel an den Kamin und warf Buchenklötze in das Feuer. Er liebte diesen Raum und seine adlige Ruhe, die ihm diente. Er liebte ihn zumal heute. Er setzte sich, stemmte die Füße gegen den Kamin und sann.

Das Schicksal geht einen schlimmen Weg. Ich weiß es. Diese große Freude in mir, die gut ist oder böse oder die beides ist, läßt die Defec-tion nicht zu, nicht die Abtreibung meiner Kraft noch die meines Unglücks. Mein Kind wird leben. Ich werde es lieben, wenn ich mich vor ihm verneige. Ja, ich bin ehrlich: ich werde es lieben, weil ich mich vor ihm verneige — ja, weil ein Land vor meinem bunten Blut salutieren muß. Ich werde es lieben, auch wenn ich nicht mehr die Möglichkeit haben werde, mich vor ihm zu verneigen. Solcher

Aufstieg ist des Absturzes wert; solcher Faustschlag in das Gesicht der ewigen Opposition ist wert des Schlages, der mich treffen wird. —

Als er die Fürstin wiederfah, sprach er mit feinem entschlossenen Gesicht: „Wenn ich dich bäte, Irene, das Kind zu bekommen?“

Sie sah ihn traurig an.

„Du hast darüber nachgedacht,“ sagte sie; „warum bist du zu diesem Entschluß gekommen?“

Er antwortete, ohne zu zögern: „Aus Freude.“

Sie saß still und gerade in dem hochleh-nigen Stuhl; das Gesicht war schmal und blaß; es erschien hochmütiger als sie war. Die Hände, sehr schöne Hände, lagen weiß und schlank auf den Knien. Sie beugte sich etwas vor und fragte dann — ihre Stimme war weich, zärtlich und gehorsam —: „Hast du alles bedacht?“

„Ja.“

„Auch was kommen kann — das Schlimme, das kommen kann?“

„Ja.“

„Auch die — Trennung, die kommen kann?“

Haber stöhnte leise.

Sie stand auf und streichelte seine Hand; es war ihre Gewohnheit.

„Ich glaube nie,“ sprach sie schlicht, „daß du etwas gegen dich selber beschließen könntest. Von mir spreche ich nicht.“

Er küßte sie.

„Ich liebe dich sehr, Irene.“

„Es tut gut, daß du es mir jetzt sagst,“ sprach sie sanft. „Dein Opfer ist vielleicht das größere, trotzdem ich noch nicht fühle, ob ich es werde bewundern können. Du weißt, ich bewundere dich gerne; aber diese . . . diese Freude, deine Freude — vielleicht ist sie großartig, liebt mich nicht. Und mir scheint, ich bin noch nicht weit genug, die Lieblosigkeit zu

bewundern. — Mein Gott!“ weinte sie leise, „ich bin durch dich Frau und ich bin durch dich Mutter; doch bis jetzt weiß ich nur, daß ich als Frau besser bin. — Aber wahrhaftig, darauf kommt es nicht mehr an.“

Haber senkte erschüttert das Gesicht.

„Wir werden nach Paris fahren“, sagte er leise.

Sie wehrte lebhaft ab.

„Nein, nein, Lieber! Glaubst du, ich lasse meine kleinen Sentiments aufmarschieren, um deinen großen Entschluß zu verdrängen? Ich wollte gewiß keine Rührung erzielen, glaube es mir. — Ich gehorche dir, gewiß gehorche ich! Es ist ja dann nicht schwer, sich zu fagen, daß alles mögliche meinen Gehorsam unterstützt: das Menschliche, das Weibliche, das Mütterliche, das Landesmütterliche — man kann so vieles fagen —“ sie lachte leise, „o Gott, das Landesmütterliche! Man wird es mir schwerlich danken, auf welche Weise ich das müde Blut der Dynastie auffrische!“

Sie stockte; ihre Pupillen wurden groß vor Angst.

„Aber der Großherzog!“ flüsterte sie; „ich kann diesem Mann keine Bettkomödie vormachen. Hatteſt du auch das bedacht?“

Haber lächelte ſeltſam.

„Ja,“ ſagte er, „ich werde mit ihm ſprechen.“

„Du?“

„Ja.“

Die Fürſtin wich ein paar Schritte zurück. Sie faßte ſich an die Stirn.

„Du glaubſt an den Erfolg?“

„Ja.“

„Wann ſprichſt du ihn?“

„Ich habe mich für morgen vormittag zur Audienz angeſagt.“

„Zu dieſem Zweck?“

„Ja.“

„So gewiß warſt du meines Gehorſams?“

„Ich war ſo gewiß, Irene, wie ich es jetzt noch nicht wieder bin.“

Sie ſetzte ſich in den Stuhl zurück, ſaß ſtill

und gerade und sah ihn an, lange Zeit, sprachlos, staunend, fast neugierig. Plötzlich sagte sie: „Du kannst es wieder sein.“

Der Großherzog — ein sehr blonder, schmal-schultriger Mann, hager, langgliedrig, das weichliche Gesicht von Koteletten eingeengt, immer ein wenig ängstlich in dem knappen Uniformrock, dessen hoher goldbestickter Kragen den Bewegungen seines Kopfes etwas Mühfeliges und Gequältes gab — empfing den Bankier mit seinem gutmütigen Lächeln. Haber war für ihn ein nützlicher und vor allem bequem zu behandelnder Mann. Er war zur Stelle, wenn man ihn brauchte — und zumal in der wirren letzten Zeit brauchte man ihn oft — seine kluge, besonnene Art war verlässlich und angenehm und sein Rat von immer kompetenterer Bedeutung. Seine Direktiven zur Neuordnung der Zivilliste verschafften dem Finanzminister jenen provokanten

Sieg über die Kammer, der sicherlich die peinliche Juli-Erregung zum Aufflammen brachte: aber wieder war es Haber, der in der allgemeinen Kopflosigkeit der verantwortlichen Minister das kalte Blut bewahrte und mit erstaunlichem politischem Instinkt die Führung übernahm, ohne viel sichtbarer zu werden. Das eben war es, was ihm der Fürst nicht vergessen wollte: er kommandierte nicht in der Öffentlichkeit, sprach nicht mit den hohen Verwaltungsstellen, bedang sich kein Ministerportefeuille aus — nein, er sagte ihm, dem Herrscher, in freundlichen, ganz privaten Gesprächen, was zu tun sei; er nannte für Kabinettsumbildungen die richtigen Persönlichkeiten, ließ die demokratischen Führer hochkommen, um die republikanische Stoßkraft zu paralisieren, und riet zur politisch klugen Zeit, die Kraft der parallelen Wellen in Wien, Berlin und Paris ausnutzend, mit dem reaktionären Gegenangriff zu beginnen und die Demokraten zu verjagen. Immer blieb er hin-

ter dem Fürsten — und der Fürst frappierte das Land durch eine kluge, mannhafte, aktive Politik, die keiner dem blassen und stillen Mann zugetraut hatte. Das Vertrauen des Landes und eine plötzliche Popularität verdankte er diesem Bankier, dessen Vergangenheit dunkel oder sogar trübe war, anrühig vielleicht — aber der keinen Lohn forderte und dem man die Baronisierung fast aufdrängen mußte, um das Gefühl der Dankeschuld nicht peinlich werden zu lassen. Der Mann war nützlich und bequem, gewiß nicht leicht zu durchschauen, zuweilen in seiner Überlegenheit ein wenig unheimlich oder sogar unangenehm — man fühlte sich gleichsam dumm in seiner Gegenwart — doch diese leise Demütigung wurde durch das Gefühl der Sicherheit ausgeglichen, das er in den Raum mitbrachte, durch eine merkwürdige, des Erfolges gewisse Energie, von der er auf immer willfährige Art dem Schwächeren abgab, und — schließlich — durch den Erfolg selber. —

Er reichte dem Bankier freundlich die Hand, sah sofort in dem Gesicht des andern eine befremdliche Anspannung, wurde ernst und nervös und fragte: „Etwas Unangenehmes, lieber Baron?“

Haber nahm sich zusammen; die Scharfsichtigkeit des Fürsten verblüffte ihn: er durfte den Gegner nicht unterschätzen.

„Etwas Ernstes, Königliche Hoheit“, sagte er sehr ruhig.

Der Großherzog ging mit seinem schlenkernden, knieweichen Gang an den Schreibtisch zurück, setzte sich und bot dem Bankier einen Sessel an.

„Also schlechte Nachrichten aus Wien?“ seufzte er. „Herr Metternich ist also noch immer unzufrieden? Großer Gott, ich kann meine liberalen Universitätsprofessoren nicht kurzerhand suspendieren!“

Haber sah durch die mächtigen Fenster auf die kahlen Bäume des Schloßgartens. Das Arbeitskabinett des Fürsten war ein großer

heller Raum, mit ernster grauer Stofftapete bespannt, mit wenigen wuchtigen Möbeln bestell, voll einer nüchternen Ruhe, die dem Bankier wohl tat und die kurze Welle der Erregung zu überwinden half. Die Erregung war gekommen, als er, eintretend, von der Güte des Herrschers gefangen, einen Augenblick die gefährliche Frage wagte, warum er diesen zugehenden und hochgestellten Menschen in solchem Maße zu erschüttern willens sei. Doch es war nur ein Augenblick — die gleichsam harte Antwort des schon zum Ziel hinarbeitenden Hirns riß ihn aus jenem Gefühl der Dankbarkeit oder der Bequemlichkeit. Sein Leben zudem hatte ihn gelehrt, der straffen Weisung des einmal gefaßten Willens zu folgen und nicht den unkontrollierbaren Regungen des Gemütes.

„O nein, Königliche Hoheit,“ sagte er verbindlich, „keine Politik dieses Mal. Oder sagen wir: keine akute Politik.“

„Dann schenken Sie mir einen guten Tag“, lächelte der Großherzog.

„Ich weiß es nicht, Hoheit“, entgegnete Haber leise.

Der Fürst sah ihn erstaunt an und zog fragend die Augenbrauen hoch.

„Verzeihen Sie, mon cher baron“, sagte er; „aber es gehört meiner Erfahrung nach zu Ihren Tugenden, dergleichen zu wissen.“

Haber beugte den Oberkörper etwas vor.

„Sehr gut, Hoheit; so muß ich sagen, daß dieser Tag für Sie schwer sein wird, sehr schwer. Er wird Sie so viel Mut und Selbstüberwindung kosten, mir zuzuhören, wie mir, also zu meinem Fürsten zu sprechen. — Er wird Ihre Meinung von meinen Tugenden auf eine harte Probe stellen.“

Der andre zupfte ratlos an seinem Backenbart.

„Sie haben mein volles Vertrauen, lieber Baron. Bitte, sprechen Sie“, sprach er mit verlegener Jovialität.

Haber strich sich über die Stirn.

„Es ist große Offenheit erforderlich, König-

liche Hoheit,“ begann er ernst, „aber bedenken Sie bitte von Anfang an, daß ich aus absoluter Berechtigung und unumgänglicher Notwendigkeit spreche, auf keinen Fall aber aus einer subalternen Anmaßung, der man den Mund verbieten könnte, oder als Fürsprech eines andern. — Es handelt sich um die Frage der Dynastie, es handelt sich möglicherweise um den Thronfolger.“

Der Fürst sah ihm in wachsender Erregung auf den Mund; bei den letzten Worten blinzelte er gequält mit den Augen; in seinem Hirn stauten sich vor der Unbegreiflichkeit des Gehörten tausend Mutmaßungen. Hatte der Mann den Verstand verloren? Oder aber — und seine blasse Stirn zeigte winzige Schweißtropfen — bekannte dieser Mann jetzt Farbe, plante er verwegenen Staatsstreich, war er der Usurpator, wie man es ihm zuschrieb?

„Aber . . . aber . . . lieber Herr,“ stotterte er, „ich begreife Sie wahrhaftig nicht! — Sie

wissen doch, daß meine Ehe kinderlos ist und . . . es wahrscheinlich — wahrscheinlich bleiben wird — und daß die Kinder meines Bruders legitime Rechte . . . also was soll das?“

Haber stand auf und ging langsam nahe an den Schreibtisch heran; der Fürst wick sitzend zurück, preßte Kopf und Rücken mit hochgezogenen Schultern gegen die Lehne und tastete in plötzlicher Todesangst nach der Glocke.

„Mensch, was wollen Sie!“ schrie er.

„Mein Gott, beruhigen Sie sich, Hoheit!“ rief Haber unwillig; „verdiene ich diesen Verdacht?“

Der Fürst preßte das Taschentuch auf Mund und Stirn.

„Verzeihen Sie mir, lieber Baron,“ flüsterte er, „verzeihen Sie mir.“

„Es ist notwendig,“ fuhr Haber fort, „daß von unfrem Gespräch die Außenwelt nichts erfährt. — Deshalb bitte ich Sie, Hoheit, bitte ich Sie dringend, in Ihrem Interesse, den

Schrei eben für die Ohren des Vorzimmers zu korrigieren. Ich bitte Sie, Hoheit, sehr laut zu lachen.“

Der Großherzog sah ihn eine Sekunde fassungslos an. Habers Gesicht war hart und kalt; seine Augen schienen seltsame Tiefen zu haben; sie zwangen, den Blick abzuwenden und zu gehorchen. Schon lachte der Fürst schallend — sein Gesicht blieb bestürzt. Haber fiel mit lautem Gelächter ein. Dann schwiegen beide. Die Augen des Fürsten klammerten sich wieder gefoltert und fragend an das Gesicht des andern. Haber bückte sich über die Tischplatte und sprach leise: „Ihre Königliche Hoheit ist in Hoffnung.“

Der Großherzog sprang auf, mit blassen Lippen; er ging an dem Mann vorbei, wortlos, ohne ihn anzusehen, ohne ihn zu streifen. Er trat ans Fenster und sah hinaus; seine Schultern hoben und senkten sich, als ob er schwer atmete. Plötzlich drehte er sich um; seine Züge waren etwas verzerrt.

„Sagten Sie etwas, cher baron?“ fragte er etwas heiser.

Haber betrachtete ihn, maßlos erstaunt.

Der Fürst ging langsam auf ihn zu, mit gequältem Lächeln: „Sie haben nichts gesagt, Herr von Haber! Begreifen Sie! Nichts!“

Haber wurde blutrot im Gesicht.

Der Großherzog setzte sich wieder an den Schreibtisch. Seine Hände zitterten; doch er sprach jetzt mit freundlicher Stimme: „Was ich noch fragen wollte, Baron Haber: würden Sie es für ratsam halten — Sie kennen ja die Stimmung der akademischen Jugend — jetzt gegen den Universitätsprofessor Häberlin das Disziplinarverfahren einzuleiten? Der Mann ist gefährlich; seine Ideen riechen peinlich nach den Ausdünstungen des toten Pfandhauschreibers und Grafen Saint-Simon, — aber er ist bei den Studenten beliebt und persönlich ehrenhaft.“

Haber sah ihn lange an: „Sie fragen mich noch um Rat, Königliche Hoheit, mich?“

Der Fürst lächelte ein wenig.

„Ich frage Sie und werde Sie um Rat fragen, Baron. Ich bin aus etlichen Gründen, von denen meine Stellung im Staat der wichtigste, aber nicht der tiefste ist, anders wie andre Männer. Das gibt, so fehlerhaft ich sonst sein mag, gewisse Meisterschaft in Dingen der Beherrschung. So kann man mich verwunden, und ich lasse doch kein Blut sehen, Monsieur.“

Haber verbeugte sich tief: „Ich bewundere Sie, Hoheit“, sprach er ernst. — Dann sagte er seine Meinung über den Fall Häberlin.

Gegen seine Gewohnheit blieb der Fürst den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer und war für niemanden zu sprechen, auch nicht für seine Freunde. Zur Mittagsstunde hatte er sich bei der Großherzogin entschuldigen lassen und einen kalten Imbiß in sein Kabinett befohlen. Er überlegte bis zum Abend, ruhe-

los auf und ab gehend, zuweilen matt sich in einen Sessel werfend. Dann ließ er sich bei der Fürstin melden.

Ihre Augen waren ein wenig rot und trüb; sie begrüßte ihn ruhig, mit müdem Lächeln; er küßte ihr artig die Hand.

„Wie fühlen Sie sich, Madame?“ fragte er leise.

„Ich danke Ihnen, ganz gut. Nur die Übelkeiten sind lästig, auch die Kopfschmerzen.“

„Wann — verzeihen Sie die Frage — wann glauben Sie, daß — daß Sie . . .“

„Voraussichtlich im Juni“, sagte sie mit anmutiger Handbewegung.

Er schwieg eine Weile. Dann sprach er zögernd: „Wünschen Sie — alle diese Dinge sind nicht ganz leicht zu formulieren, Madame — wünschen Sie irgendwelche Vorsichtsmaßregel gegen die Indiskretion der Öffentlichkeit? Ich meine,“ er sprach noch leiser, „wünschen Sie eine Änderung meiner Lebensweise . . .“

Die Fürstin reichte ihm die Hand und schüttelte leicht den Kopf.

„Oh, begreifen Sie mich Madame,“ wehrte er verlegen ab, „ich meine gewiß nur eine äußerliche . . . Umdisponierung — ich könnte etwa wieder die Räume des Flügels beziehen . . .“

Sie lächelte ihm zu: „Ich danke Ihnen, Friedrich Karl. Ich überlasse es Ihrem Zart-sinn.“

Er schwieg wieder. Sie fühlte, daß ihn noch etwas bedrückte. Sie sagte: „Sprechen Sie, ich bitte Sie.“

„Wünschen Sie“, begann er gepreßt, „oder halten Sie es für gut, Madame, daß der . . . Freiherr von Haber in irgendeiner ehrenvollen Mission außer Landes verwandt wird?“

Sie lehnte sich zurück und sah an ihm vorbei.

Nach einer Weile sagte sie schlicht: „Ob es klug ist, mag ich nicht wissen; aber ich möchte wohl wünschen, daß er bleibt.“

Der Großherzog entgegnete sehr leise: „Gewiß.“ —

Mehr wurde nicht gesprochen.

Drittes Kapitel

Die Geburt des Erbprinzen, eines ziemlich kräftigen, schwarzhaarigen, dunkelhäutigen Kindes, wurde durch feierliches Hochamt, Tedeum, heftigen Kanonensalat und alle für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen Festhandlungen gefeiert. Es wurde vielleicht bemerkt, daß der Freiherr von Haber, der in der letzten Zeit immer mehr die Gemüther beschäftigte, nicht nur bei den Tauffeierlichkeiten und Hoffesten fehlte, sondern auch nicht auf der Liste derer stand, die anläßlich des Ereignisses mit Orden und anderen Zeichen der großherzoglichen Huld bedacht wurden.

Es wurde aber gewiß bemerkt, daß der Hofbankier keineswegs in Ungnade gefallen war oder daß seine Geschäfte schlechter gin-

gen. Er wurde im Schloß kaum seltener gesehen als früher, er führte in seinem prächtigen Haus das große Leben wie früher, und seine selbstbewußte Art kümmerte sich um ihre Beurteilung durch das Land so wenig wie immer. Es schien ihm sogar zu gefallen, die Öffentlichkeit in gewissem Sinne zu reizen, je mehr er der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und des allgemeinen Unwillens wurde: er lenkte nach englischer Sitte eigenhändig den Viererzug durch die Straßen; sein Stadtcoupé wurde von einem schwarzen Kutscher in schneeweißer Livree geführt; er stellte die Bildergalerie seines Hauses, die umfangreicher und kostbarer war als die großherzogliche, an bestimmten Tagen zur unentgeltlichen Besichtigung zur Verfügung; er ärgerte die Gesellschaft durch Stiftungen aller Art; er hatte die Kühnheit, Protektorate zu übernehmen, die traditionell nur dem Uradel des Landes zustanden. —

Das Gerücht wagte indeß nicht, die Zu-

fammenhänge zu übersehen und klaren Vorwurf zu formen. Das erstaunliche war — und selbst Haber wunderte sich darüber — daß die Skandalgeschichten über sein Verhältnis zur Großherzogin feltener wurden, als ihre Schwangerschaft der Allgemeinheit bekannt geworden war, und daß sie einige Monate vor ihrer Niederkunft völlig verstummten. Die dynastische Anhänglichkeit des Landes schien selber sich vor der Beschmutzung ihres Huldigungsbedürfnisses schützen zu wollen. Zudem hatte der Großherzog auf so reine Art seine Freude über die späte Fruchtbarkeit seiner Ehe gezeigt, daß bei den wieder stabilisierten politischen Verhältnissen schon der vage Zweifel wie eine Lästerei gewirkt hätte und nicht gewagt wurde. Um so mehr entschädigte sich die irritierte Öffentlichkeit an der Person des Bankiers Haber. Und er stellte sich breit hin, fing den Hagel der Anwürfe, der Zeitungsangriffe, der täglichen Schmähbriefe auf und fühlte immer stärker, immer reiner,

ja, immer heiterer den Stolz des Mannes, daß hinter seinem schützenden Körper die Frau und das Kind in Sicherheit sein würden. Er wußte auch, daß man ihn noch stärker treffen und ihn wohl fällen werde; aber er wollte keine Vorsicht mehr für seine Person, so sehr beherrschte ihn das Bewußtsein, den rebellischen Sinn seines Lebens aus sich herausgestellt und in dem fürstlichen Kind inkarniert zu haben. Er lebte in seinem bürgerlichen Körper weiter, gleichsam auf gut Glück — er ging seinem Geschäft nach, nutzte Konjunkturen, Verbindungen und seine Intelligenz aus, wurde einer der reichsten Männer des Landes, stellte die Zukunft der Menschen sicher, die seinen Namen trugen, sorgte noch für die Zukunft einiger Menschen, die ihm treu gedient hatten: doch er tat dieses alles aus Gewohnheit, Geschäftigkeit oder Anstand, er war innerlich nicht mehr bei der Sache und letzten Endes seinem persönlichen Schicksal gegenüber gleichgültig.

Der Großherzog behielt seine erstaunliche Selbstdisziplin bei; er beanspruchte den Bankier in der gewohnten Weise und war freundlich wie immer. Nur die gespannten Züge seines Gesichts und ein nervöses Blinzeln der Augenlider zeugten von der Arbeit der Überwindung; Haber bemerkte es wohl.

Da die Fürstin sich schon in den ersten Monaten des Jahres in das Sommerpalais zurückgezogen hatte, um dort die Niederkunft abzuwarten, war es ihr möglich gewesen, Haber oft zu sehen. Ihre Schwermut, die sie den anderen gegenüber flüchtig mit ihrer üblichen, ein wenig hochmütigen und Distanz schaffenden Haltung verdeckte, hatte sie ihm rückhaltlos, fast wie einen Vorwurf gezeigt. Doch niemals rief sie ihn mit einem Wort in seine Vorfreude zurück — wie sie sich resigniert und ein wenig boshaft die Zeit seiner ungeteilten Neigung für sie apostrophierte, die Zeit, in der das ungeliebte, unheilbringende, räuberische Kind noch nicht zu wer-

den begann. Sie täufchte ihn auch nicht über ihren Mangel an mütterlichem Gefühl.

„Das ist gewiß nicht gut,“ hatte sie ihm einmal gesagt, „aber sieh, mein Freund, mein Egoismus versucht nur ganz mechanisch, den deinen auszugleichen oder sich ihm anzugleichen. Das ist doch sehr menschlich.“

Sie lächelte dabei auf ihre wehe Art, die ihm immer peinlicher wurde. So sprach er nichts dagegen. Er blieb zu ihr aufmerksam und besorgt; aber er war schon einige respektvolle Schritte zurückgetreten — sie fühlte es — er war devoter geworden, er hatte, bewußt oder nicht, eine ständische Schranke zwischen sie und sich aufgerichtet, die sie selten verlassen machte.

„Ich bin für Sie schon Großherzogin-Mutter, Haber“, pflegte sie zu sagen.

Hin und wieder auch — und das machte ihn unruhig — zeigte ihr Gesicht einen bösen Zug, eine kaum vermutbare Härte oder sogar eine Drohung, und sie sprach es auch aus:

„Halten Sie mich nicht für allzu bequem hantierlich, mon cher.“

Vielleicht ist es nur die Launenhaftigkeit der tragenden Frauen, beruhigte er sich. —

Niemals hatte sie ihn nach dem Inhalt feiner Unterredung mit dem Fürsten gefragt. Er war darüber auf merkwürdige Art froh; er dachte daran wie an eine Beschämung.

Er überraschte sie an einem Tag, er sprach gemessen und höflich, mit einem wohldurchdachten Plan über ihre künftigen Beziehungen. Es war wie ein Ministervortrag. Man müsse im Interesse des Kindes der Gesellschaft jede Kombinationsmöglichkeit nehmen. Er dürfe bei keiner der offiziellen Feierlichkeiten anwesend sein, noch auf einer Ordensliste stehen. Und schließlich — jetzt senkte er in einer gewissen Verlegenheit die Stimme — sei gegen Libellisten, die aus der möglichen Ähnlichkeit ihre Schlüsse zögen, die beste Abwehr, daß man möglichst wenig Gelegenheit gebe, eine zu konstatieren; das heiße, er sei

entschlossen, sich unauffällig vom Hof zurückzuziehen.

„Von m i r zurückzuziehen“, verbesserte sie mit leiser Ironie. „Aber“, fügte sie hinzu, „bei alledem weiß ich, daß es bei Ihnen nicht Fahnenflucht ist. Es ist sogar vielleicht das Gegenteil. — Doch auf keinen Fall ist es Liebe; — wir wollen ehrlich sein!“

Er schwieg.

Als sie ihn das letztemal vor ihrer Niederkunft besuchte, fragte sie ihn leise: „Nicht wahr, Lieber, wenn ich dabei stürbe und dein Kind leben bliebe — du wärest um vieles weniger betroffen, als wenn . . .“

Sie stockte und sah ihn an. Er wollte etwas erwidern. Doch plötzlich wandte er sich ab und sah aus dem Fenster.

„Ja, mein Freund“, sagte sie ruhig; „wir wollen uns Adieu sagen.“

Unter den Damen, die der Wöchnerin ihre Aufwartung machten, war die Raven. Ihr Urlaub lautete auf unbestimmte Zeit; weder die Fürstin noch sie hatte versucht, den ungewissen Zustand zu ändern; sie lebte zumeist auf dem väterlichen Gut und war selten in die Residenz gekommen. Als sie die Erschütterung überwunden hatte, die durch die Entdeckung der Zusammenhänge zwischen der Großherzogin und Haber, durch das Gespräch mit ihm und durch ihre Niederlage — sie nannte es gerne: Niederlage — gekommen war, gewann sie eine gefährliche Energie: sie organisierte mit Hilfe ihres Bruders, eines Gardeoffiziers, dem sie sich anvertraut hatte, den Feldzug der Landesaristokratie gegen Haber. Sie arbeiteten mit einer gewissen Vorsicht, weil sie den Gegner nicht unterschätzten und die Schwierigkeit der Aufgabe begriffen, den Mann zu Fall zu bringen, ohne das mit ihm verbundene Fürstenhaus zu gefährden. Zwar schreckten sie nicht davor zurück,

durch Mittelsperfonen den Skandalblättern des nahen Auslandes vage Andeutungen über das Verhältniß der Großherzogin zum Hofbankier zu geben und die üblichen Pasquills über Habers Person zu veranlassen — aber sie unterließen es aus Rücksicht auf das Herrscherpaar, das Geheimnis der Großherzogin dem Adelsbund bekanntzugeben, und bemühten sich, ans Ziel zu kommen, ohne die Fürstin bloßzustellen. In den Tagen, als der Offizier einen öffentlichen Affront Habers zu provozieren willens war, wurde die Schwangerschaft der Großherzogin und die landesväterliche Freudenbotschaft bekannt. Die Geschwister Raven waren zugleich entsetzt und verwirrt: solche ungeheuerliche Duplicirung des Herrschers schien nicht faßlich. Zudem war ihnen klar: wenn das Kind wahrhaftig die Folge der räthelhaften und schmachvollen Hingabe der Fürstin an den Abenteurer sein sollte, so müßten Maßregeln von so hochpolitischer und gewiß tragischer Bedeutung not-

wendig werden, daß die Person Habers für den Augenblick in den Hintergrund zu treten habe und die Geburt des Kindes abzuwarten sei. Dann allerdings würden sie beide nicht mehr die Verantwortung tragen können, das Wissen um die Zusammenhänge der Geschehnisse für sich zu behalten: dann müßte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Sie einigten sich auf den Entschluß, stillschweigend auf die Niederkunft der Fürstin zu warten und die Abneigung aller Stände gegen den Bankier gleichsam automatisch weiterlaufen zu lassen. Die Schwester war bereit, sich über jenen wichtigsten, die Entscheidung bedingenden Punkt zur guten Zeit Klarheit zu verschaffen. —

Die Großherzogin lag in einem ernstesten, wuchtigen Säulenbett, das auf einer dreistufigen Estrade stand. Sie war so schmal und weiß in dem erhöhten dunklen Rahmen, daß die Raven an einen Sarkophag erinnert wurde und eine unbestimmte Beklemmung fühlte. Das Kind lag in einer prunkvollen Wiege,

kaum sichtbar in gelblichen Spitzen, von einigen Frauen betreut.

Die Fürstin schien sich über ihren Besuch zu freuen. Sie reichte ihr lächelnd die Hand: „Wir haben uns sehr lange nicht gesehen, Ilse.“

Die vertrauliche Anrede verwirrte beide. Das Gespräch nahm einen zaghaften, ein wenig verlegenen Fortgang. —

Nach einem schweren Schweigen fragte die Großherzogin plötzlich: „Wollen Sie wieder zu mir kommen, Baroneß?“

Die Raven sah sie lange an.

„Sind Sie allein, Hoheit?“ fragte sie leise.

„Ich verstehe Sie nicht“, antwortete die Fürstin zurückhaltend.

Der Säugling schlief; die Wärterinnen verließen das Gemach. Die Großherzogin wies mit der Hand zur Wiege.

„Sie sahen sich das Kind noch nicht an“, sprach sie langsam. Die Dame sagte hastig: „Ich will nicht — verzeih mir, Irene.“

„Weshalb kamst du dann?“

Jetzt dachte die Raven an ihre Mission; sie begann kühl zu überlegen. Das Angebot der Fürstin, wieder Hofdienst zu tun, konnte für ihre Sache von vielem Nutzen sein. Sie stand auf und beugte sich über das Kind. Sie sah die Großherzogin an, sah ihr Gesicht in merkwürdiger Spannung, hielt mit tiefem Schrecken den Blick nicht aus, den sie verstand.

„Es ist klug,“ sagte sie abgewandt, „daß Sie nicht ganz weiße Wärfche wählten, Hoheit. So wirkt die Haut heller. Und die Haare sieht man nicht unter der engen Kappe.“

Die Fürstin schwieg.

„Aber die Augen,“ fuhr die Raven leise fort, „diese mandelförmig geschnittenen Augen — sie haben wohl Ihrer Augen Farbe, Hoheit — kann man nicht zudecken.“

Die Fürstin schwieg.

„Hat der Freiherr von Haber,“ sprach die Dame weiter und bewegte kaum die Lippen, „hat der Freiherr von Haber schon . . . sein Kind gesehen?“

Die Fürstin sagte ruhig nein.

Das Fräulein von Raven lief zum Bett zurück und küßte erschüttert ihre Stirn: „Mein Gott, Irene,“ flüsterte es; „so leugne doch wenigstens! Verbiete mir doch den Mund, schick mich doch fort!“

Die Fürstin lächelte ein wenig: „Ich will nicht.“

Jetzt wurde der Herzog von L., der um zwei Jahre jüngere Bruder des Großherzogs, als Haupt der thronfolgeberechtigten Seitenlinie von Baron Raven über den Sachverhalt aufgeklärt und zur Wahrung seiner dynastischen Interessen und der Landesehre aufgefordert. Der Herzog — allein schon dem Bruder feind, weil er für das schlechte Blut des Vaters auf fatalere Weise zu büßen hatte — stand von jeher zum regierenden Fürsten in einem Gegensatz, der auch der Öffentlichkeit nicht verborgen blieb und durch eine fast

dreifte Separation vom Hof deutlich genug wurde. Die herzogliche Familie — die schön gewesene, rasch vergräunte römische Aristokratin und zwei Söhne im Knabenalter, von denen der älteste gesund, der andre gelähmt war — lebte zumeist von ihm getrennt auf den Besitzungen im Lande oder im Süden. Der Herzog gehörte zu den bekanntesten Erscheinungen exklusiver Spielzirkel des Faubourg Saint-Germain und der Wiener Innenstadt und kümmerte sich um seine Heimat nur in den Herbstmonaten, wenn sich die große Welt in den Spielfälen von B., des der Residenz benachbarten Kurortes, einfand. Er war pariserischer Grandseigneur aus dem klugen, zynischen und ziemlich schamlos die lahmen Lenden zeigenden Talleyrand-Kreis, verlor aber bei aller Internationalität niemals das Interesse an der dynastischen Zukunft seines Hauses. So trafen ihn die Nachrichten von der Schwangerschaft der Großherzogin und der Geburt eines Erbprinzen wie Schicksals-

schläge. Am Tage nach einer Spielnacht, die ihm im Cercle des Etrangers des Hotel Aguado tausend Louis gekostet hatte, kam Baron Raven nach Paris und gab dem von dem doppelten Unglück Verbitterten die Waffe in die Hand, die er ohne Bedenken gegen seinen Bruder zu führen bereit war.

Er reiste sofort mit dem Baron in die Residenz, berief die Mitglieder des Adelsbundes in sein Palais, übernahm offiziell die Führerschaft, ohne den eigentlichen Grund seiner Anwesenheit oder gar das Geheimnis der Großherzogin zu verraten (das Programm der Vereinigung war: „Säuberung des Hofes von demokratischen und ausländischen Einflüssen“) und sondierte mit einiger Vorsicht, bis zu welchem Grade er der persönlichen Entschlossenheit der Herren vertrauen konnte. Dann bat er den Großherzog um eine Unterredung, die ihm ohne Zögern bewilligt wurde.

Die Brüder waren sehr ungleich: der ältere groß, hager, mit unsicherer, wenn auch nicht

anmutlofer Bewegung — der Herzog unter-
setzt und fett, das schwammige Gesicht von
kranker weißer Farbe und mit den Zeichen
früh verkalkter Arterien, ohne Haare und
Brauen, die Augen matt unter den schweren
herabhängenden Lidern, mit der leidenschafts-
losen Stimme und der maßvollen Geste des
Weltmannes. Sie begrüßten sich kalt. Der
Großherzog betrachtete den Bruder mit der
Nervosität des Menschen, dem eine peinliche
Stunde bevorsteht und der er nicht auswei-
chen kann. Der Herzog begann ohne Um-
schweife mit seiner müden, aufreizenden
Stimme, er komme in einer Angelegenheit von
äußerster Dringlichkeit und politischer Trag-
weite. Er bedaure, die Feststimmung auf die
unangenehmste Art stören zu müssen. Es
handle sich um eine Aufklärung, die er als
Bruder und Wahrer der Ehre ihres Hauses
ihm schuldig sei.

„Bitte!“ sagte der Großherzog blaß und
leise.

Der Herzog machte eine kleine Pause und befeuchtete sich die Lippen.

„Ich habe die Gewißheit,“ sagte er dann ein wenig zögernd, „daß der von Ihrer Königlichen Hoheit geborene Sohn die Frucht eines ehebrecherischen Verhältnisses mit dem suspekten Bankier Haber ist.“

Der Großherzog sah ihn prüfend an und antwortete nicht. Der andre schloß fast die Augen, wartete wieder eine Spanne Zeit und fuhr dann gleichmütig fort: „Ihr Schweigen, Hoheit, verrät mir, daß Ihnen die Affäre nicht unbekannt ist. Jetzt darf ich mir auch ohne viel Aufwand an Scharfsinn Ihre bisherige Haltung erklären.“

Er lächelte böse. Der Großherzog wechselte die Farbe und biß sich auf die Lippen. Dann sagte er gepreßt: „Vergessen Sie nicht, mit wem Sie sprechen, Herr Bruder.“

Der Herzog zog die Stirn in Falten.

„Das vergesse ich nicht“, entgegnete er kalt; „aber Sie haben vergessen, wer Sie sind und

was Sie der Ehre des Hauses und des Landes schulden. Zudem stimmt Ihre Rechnung nicht. Man weiß von der Sache. Ich bin von Patrioten, Männern fauberen Blutes, aufgefordert worden, die Ehre des Hauses und des Landes zu verteidigen.“

Er hob die Stimme: „Ich erkläre Ihnen, daß ich in aller Form gegen die Thronfolge eines außerehelichen Kindes protestieren und die legitimen Rechte meines Sohnes wahren werde.“

„Das ist Ihr gutes Recht, Herr Bruder, und das meine, das von mir anerkannte Kind meiner rechtmäßigen Gattin gegen Ihren und jeden Angriff zu verteidigen.“

Der Herzog stand überrascht auf: „Friedrich Karl!“ rief er, „wissen Sie denn, was Sie tun? Wollen Sie das Geschlecht der Haber inthronisieren? Wollen Sie die Verachtung Europas, wollen Sie Revolution? — Mit dem Augenblick, wo das Geheimnis nicht gewahrt werden kann — und es kann nicht gewahrt werden — sind Sie ein verlorener Mann —

sind Sie entthront! Dafür forgen dann die Männer, die hinter mir stehen.“

Der Großherzog sagte leise und entschlossen: „Ich kann nicht mehr zurück, Herr Bruder. — Wenn Sie Kampf wollen, so muß es sein. — Wenn mein Schicksal so ist, wie Sie andeuten, so muß es sein.“

„Ich bin hier,“ entgegnete der Herzog, „damit es nicht zum Kampf kommt. Es gibt zwei Möglichkeiten, ihn zu vermeiden. Die erste ist: Trennung von Ihrer Königlichen Hoheit und dem Kind, motivierbar durch das Faktum — Landesverweisung Habers, mit dem persönlich meine Leute noch abrechnen werden . . .“

Der Großherzog unterbrach erregt: „Ich tue selbstverständlich weder das eine noch das andre!“

Der Herzog hob mit vagem Lächeln die Hand: „Gut, Hoheit, die Peinlichkeit solchen öffentlichen Verfahrens ist von uns bedacht worden. Ich will Ihnen zugeben, daß außer

mir und meinen beiden Gewährsleuten noch kein Mitglied meines Bundes und kein Außenstehender von der Affäre weiß. Die Empörung der Allgemeinheit richtet sich vorerst nur gegen die unlautere Person des Bankiers. Es bleibt also noch das geheime Verfahren offen, das die Stellung und die Person meiner hohen Schwägerin unberührt läßt, das Haber unserer Gerichtsbarkeit übergibt und das, um zur Hauptsache zu kommen . . .“

Er zeigte wieder das schlimme Lächeln und zugleich eine mondäne, überleitende Geste, mit der Hand: „Nun ja — on doit corriger la fortune, Hoheit, und das bedeutet bei dem strittigen Objekt . . . die Gefundheit.“

Der Großherzog sprang auf, daß der schwere Stuhl umfiel.

„Ich befehle Ihnen“, schrie er, „das Haus zu verlassen und, wollen Sie ein sehr öffentliches Verfahren gegen Ihre eigene Person vermeiden, mir nicht mehr unter die Augen zu kommen!“

„Tant mieux“, sagte lächelnd der Herzog; „aber ich bleibe Ihr Bruder und will im Interesse unfres alten Hauses noch einen Monat auf Ihre Vorschläge warten, bis ich an die Publikation denke.“

Er ging nach einer kleinen Verbeugung.

Die kurze Unterredung, die der Großherzog dann mit seiner Frau hatte, erschütterte ihn auf das äußerste. —

Am Nachmittag dieses Tages erhielt Haber die dringende Aufforderung, sich sofort bei der Großherzogin einzufinden. Da die Depesche nicht — wie bisher Nachrichten vom Schloß — durch einen Lakaien in der stadtbekannten großherzoglichen Livree, sondern durch eine Gardeordonnanz überbracht wurde, da die Nähe des schweren Schicksals sich dem Manne schon seit Tagen durch ein dumpfes Angstgefühl in der Herzgrube angezeigt hatte, durch ein anonymes Billett

dann, das die Post ihm gestern brachte und das die klare Drohung enthielt: „König Haber lebt nicht länger als sein Kronprinz, und der Kronprinz sieht keinen Herbst“ — so war er gewiß, daß die Aufforderung keine friedliche Einladung sei, sein Kind zu betrachten, sondern daß sie den Sturm einläutete, der sich gegen ihn — ach, nicht allein gegen ihn! — erhob.

Staunend fand er in dem Boudoir der Fürstin auch den Großherzog. Es war das erste-mal, seit der Verknüpfung ihrer Geschicke, daß der Fürst zugegen war, wenn Haber die Großherzogin besuchte. Er betrachtete sie, die er nach ihrer Niederkunft noch nicht gesehen hatte, mit einem schnellen prüfenden Blick. Sie hatte sich nicht verändert. Sie saß blaß in einem tiefen weichen Sessel, mit hochmütigem Gesicht. Als er ihr die Hand küßte und, sich aufrichtend auf ihren Lippen kein Lächeln sah, wußte er, daß er sie verloren

hatte. Einen Augenblick überflutete ihn sinnloser, mörderischer Haß. Doch schon zwang er sich: er mußte kaltes Blut bewahren; es ging nicht nur um ihn.

„Herr Baron,“ begann der Großherzog und sah an ihm vorbei, „Madame bat sie hierher, da Ereignisse eingetreten sind, die nicht allein Sie bedrohen, sondern . . . sondern . . .“

Er preßte gequält die Lippen zusammen; die Fürstin vollendete kalt: „...auch das Kind.“

„Ja,“ fuhr er mit festerer Stimme fort, „mein Bruder will, gestützt auf den Adel des Landes, eine Art Erbfolgekrieg mit mir beginnen, verlangt Ihre Ausweisung und scheint gegen Ihre Person überdies noch andere Pläne zu haben.“

„So verhaften Sie ihn, Hoheit,“ sagte Haber ruhig, „ihn und solche seiner Anhänger, die den Hochverrat offensichtlich unterstützen, und verweisen Sie mich des Landes, damit die Lästereien schweigen.“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Das machte die Sache nur schlimmer, selbst wenn ich den Willen und die Macht dazu hätte, und schafft die bekannt gewordene Tatsache nicht aus der Welt.“

„Wievielen ist die Tatsache bekannt, Hoheit?“

„Nach der Aussage des Herzogs vorerst ihm und seinen zwei Gewährsleuten; in einer terminierten Zeitspanne wird sie der Allgemeinheit bekannt gemacht.“

Haber sah scharf auf die Fürstin; sie hielt den Blick aus und sagte gleichmütig: „Baroneß Raven ist seit einiger Zeit wieder im Dienst.“

Haber senkte den Kopf, eine starke Ader schwoll auf seiner Stirn.

„Ich beginne zu begreifen“, sagte er und hustete vor Erregung; „die aus der Welt zu schaffende Tatsache ist das Kind. Haben mich die Hoheiten rufen lassen, damit ich es aus der Welt schaffe?“

„Herr von Haber,“ sagte der Großherzog

sehr ernst, „wir verzeihen Ihnen solche Worte; denn wir verstehen Ihre Erregung. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich vor wenigen Stunden meinen Bruder aus dem Palais und aus meinen Augen gewiesen habe, weil ich eine Bedrohung des Kindes aus seinem Munde hörte: was können Sie mir dann antworten?“

„Nichts“, sagte Haber leise und abwartend.

„Kurz,“ fuhr der Fürst fort und stand auf, „es ist fast gewiß, daß die gegen Sie arbeitende Organisation auch die Beseitigung des Kindes auf irgendeine Art beabsichtigt. Wir haben Sie gerufen, um Sie zu warnen, und zugleich um das Kind zu retten.“

Er trat an ihn heran und endete mit starker Stimme: „Begreifen Sie uns, um Gottes willen!“

Er verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einer Verbeugung zur Fürstin hin das Zimmer.

Haber starrte auf den Boden, die Hände

zitterten ihm; dann sah er auf. Die Großherzogin spielte mit dem Fächer, das Gesicht unbewegt.

„Sie sind gefährlich, Irene“, sagte er.
„Warum haben Sie das getan?“

Ihr Gesicht verlor den Hochmut; sie betrachtete ihn traurig: „Ich bin eine Frau, mein Freund, und eine verlassene Frau: das ist meine Gefährlichkeit. Ich war nur fahrlässig gewesen, bewußt fahrlässig meinethalben. Es rollte alles wie von ungefähr dem Verhängnis zu; ich mochte mich nicht dazwischen werfen. Ich habe nichts mehr als mich; ich lernte diese Anschauung von Ihnen, Sie wissen es. Ich mag mich nicht opfern. Mir fehlt auch naturgemäß der Sinn für die Freude an der Blasphemie, der Sie verfallen sind und der Sie sich opfern und auch mich, den Fürsten, den Thron, das ganze Land opfern wollen. Ich erlag vor dreiviertel Jahren Ihrer Suggestion; ich erwachte noch vor meiner Niederkunft, ebenfalls durch Sie. —

Jetzt erliege ich Ihnen nicht mehr; Sie sind ja besiegt.“

„Man wird mich totschlagen“, flüsterte er. „Man bedroht mich anonym, mich und ... meinen Kronprinzen; — so widerlich formuliert man.“

Die Fürstin machte eine überraschte Bewegung; sie sprach hastig: „So weit ist es schon, Haber? Und da Ihr Opfer nur einen Sinn hätte, wenn Ihr Kind der Erbe des Thrones sein würde, da aber das Kind mit Ihnen sterben würde, fürchte ich, so gibt es nur die eine Möglichkeit: fliehen Sie mit dem Kind ins Ausland. — Die Schwierigkeit, irgendeine kleine Leiche in die Wiege zu legen, ist nicht so groß.“

Haber war weiß bis auf die Lippen. Er wich langsam zur Wand zurück, mit aufgerissenen Augen.

„Halten Sie mich für bequemer hantierlich als sich?“ fragte er heiser. Er ging auf sie zu und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich bin

nicht besser als Sie, Hoheit; Sie brauchen um meinetwillen keine Säuglingsleiche anzukaufen.“

Sie sagte tonlos: „Das ahnte ich.“

Plötzlich küßte er sie.

„Warum?“ stöhnte sie und entwand sich ihm. Er richtete sich auf.

„Schuld verkuppelt“, sagte er mit einer Grimasse.

Dann, nach einer Pause: „Ich will das Kind sehen, Irene.“

Sie sah ihn an und sagte: „Nein, gehen Sie!“

Er ging zur Tür. Dort blieb er stehen, mit hochgezogenen Schultern, als ertrüge er einen körperlichen Schmerz. Er drehte sich schnell um, sein Gesicht schien ruhig.

„Warum so schnell den fünften Akt der Tragödie?“ fragte er und sah sie seltsam an. „Man spricht hier immer von der bekannt gewordenen und darum aus der Welt zu schaffenden Tatsache. Mein Gott, Madame,

welch schlimmer Kurzschluß! Es gilt doch immer noch der Versuch, die aus der Welt zu schaffen, denen die Thatfache bekannt wurde. — Eine Desperatheit für die andre. Und für die Totschläger trage ich Pistolen bei mir.“

Er trat ins Zimmer zurück. Die Fürstin hob sich halb aus dem Sessel.

„Was wollen Sie!“ rief sie in Angst. Haber lachte spöttisch.

„Ihr hoher Gemahl“, sagte er langsam, „hat mich einmal fast mit den gleichen Worten als Attentäter verdächtigt. Ich scheine zuweilen Furcht einzugeben. Ich freue mich dieser Eigenschaft erst seit diesem Augenblick. — Gut, Madame, ich mag zu fürchten sein; doch antworten Sie mir aufrichtig: haben Sie im Sinn, das Kind zu töten oder es töten zu lassen, wenn die Ereignisse keinen andern Ausweg zeigen? — Bei Gott, Irene, antworte ehrlich! Ich weiß die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden.“

„Ja“, sagte sie und ertrug seinen Blick.

„Aber wenn die Gefahr abgewandt werden könnte, würdest du das Kind behalten und seine offizielle Zukunft vorbereiten?“

„Gewiß.“

Nach einer Pause sprach er wieder: „Du weißt, was ich jetzt will. Du weißt auch, daß ich es dir zur Pflicht machen werde, bis zum Gelingen oder Mißlingen des schweren Versuches auf das Kind aufzupassen.“ Er sprach mit starker Betonung: „Ich mache es dir zur Pflicht — und ich bin für die nächste Zeit zu fürchten!“

Die Frau, von der Erregung überwältigt, weinte leise, die Hände vor dem Gesicht.

„Es tut mir so leid, Irene,“ sagte Haber mit weicher Stimme, „daß ich dir weh tun muß. Aber es ist Notwehr. Und es geht nicht nur um meine Haut und um das Kind, sondern auch um dein Gewissen. Hast du wahrhaftig bedacht, was es heißt: zu töten? — Sieh, ich bedenke es seit einer halben Stunde

— ich, ein gehetzter Mann, der sich wehren muß — und bin doch meiner eigenen Seele schon ganz fremd geworden.“

„Warum quälst du mich so furchtbar?“ stöhnte sie.

Er strich ihr über das Haar.

„Diese Qual“, sagte er sanft, „ist noch nichts gegen den Druck des belasteten Gewissens, Irene. — Hieltest du es für einen Beweis von Liebe, wenn ich — wie es auch komme — immer doch dein Gewissen respektieren würde?“

Sie hob den Kopf und sah ihn groß an.

„Und die Schuld, die verkuppelt?“ fragte sie.

„Die gemeinfame“, antwortete er ernst. „Löse dich von der Schuld, auch von der gedanklichen — Ist es Liebe, wenn ich die Schuld im Falle des Zwanges auf mich nehme?“

„Ich glaube, ja“, flüsterte sie; „ich glaube, ich verstehe dich.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte er:
„Sind wir Verbündete?“

„Ja.“

„Du nanntest mir bisher nur das Fräulein
von Raven, Irene. Wer ist der andre Ge-
währsmann?“

Sie zögerte eine Sekunde; dann sagte sie:
„Der Bruder.“

Viertes Kapitel

Der Freiherr von Haber hatte den anonymen Drohbrief der Behörde übergeben und mit dem Polizeidirektor — einem der wenigen Beamten, die während der letzten Unruhen zu ihm in Beziehungen standen und von seiner heimlichen Diktatur eine ungefähre Vorstellung besaßen — eine längere Besprechung gehabt. Einige Tage später wurde der Kommandeur des Leibregiments von der Staatsanwaltschaft verständigt, daß der Generalauditeur aufgefordert sei, gegen den Premierleutnant von Raven das militärgerichtliche Verfahren wegen Mordbedrohung des Hofbankiers von Haber und seines ältesten Sohnes einzuleiten. Da der Offizier die Urheberchaft des anonymen Briefes nicht leugnen konnte (die Handschrift war nicht

einmal verstellt), aber über die Beweggründe jede Aussage verweigerte, mußte er bis zur Gerichtssitzung inhaftiert werden. Der Fall erregte das peinlichste Aufsehen. Das Fräulein von Raven, die Schwester, wurde bis zur gerichtlichen Klärung der Angelegenheit ihrer Stellung als Hofdame der Großherzogin enthoben.

Der Herzog von L., der diese Wendung der Ereignisse nicht erwartet hatte und nach der Auseinandersetzung mit dem Bruder wenig Lust verspürte, in die Affäre hineingezogen zu werden, war nach Paris zurückgefahren, um die Entwicklung der Dinge in der gewohnten Entfernung abzuwarten. Da das Fräulein von Raven mit einer Entzündung, an deren Echtheit der Erfahrene nicht zweifeln konnte, sein ziemlich eindeutiges Angebot, ihn zu begleiten, abgeschlagen hatte und sich hastig auf das väterliche Gut

zurückzog, war er aufgebrochen, ohne sich mit ihr über die Behandlung der wichtigsten Angelegenheit besprochen zu haben. Weil er den Bruder in den Händen hatte und zum mindesten die ihm gewährte Bedenkzeit auf loyale Weise einhalten wollte, begnügte er sich damit, den Bund vor der offensichtlichen Gefährlichkeit des Haber zu warnen und seine geschickte Beseitigung (die allerdings vor der Gerichtsentscheidung nicht mehr möglich sei) zu empfehlen.

Wenige Tage nach seiner Abreise verließ auch der Bankier die Residenz, ohne ein Reiseziel bekanntzugeben.

Der Herzog war nach einer jener Spielreunions bei dem Fürsten Talleyrand, die erst nach Mitternacht begannen und kaum vor fünf Uhr morgens sich auflösten, ziemlich spät aufgestanden und frühstückte noch im Morgenanzug in der Bibliothek seines schönen Hauses in der Rue du Helder, als der Diener einen Besucher anmeldete. Mit sichtlichem Er-

staunen, mit Erschrecken fast las der Herzog die Karte. Er überlegte kurz und sagte dann: „Ich empfangе den Herrn nicht. Schicken Sie ihn fort.“

Verdroßen blätterte er in diesem und jenem Band; aber die Freude an den gemächlichen Vormittagsstunden bei feinen Büchern, die er recht liebte, wollte sich nicht einstellen: der Schatten des abgewiesenen Besuchers schien widerpenstig und störend geblieben zu sein.

Um ein Uhr saß er seiner Gewohnheit nach im Café de Paris, am Tisch des Lord Seymour, des damals regierenden Viveurs, der ihm von dem Trick eines in einem öffentlichen Spielhaus der Rue du Temple verhafteten Falschspielers erzählte: jener setzte mit einer Geldrolle, die mutmaßlich tausend Frank enthielt; verlor er, so bezahlte er mit tausend Frank in Banknoten; gewann er, so öffnete er die Rolle, die zehntausend Franken barg.

Der Herzog hörte zerstreut zu. Einen Augenblick erfreute er sich an dem bronze-grünen Rock, der braunseidenen Weste, der Nankinghose und den Lackstiefeln des Dandys und Dichters Alfred de M., der seine einundzwanzig Jahre sehr selbstbewußt und sehr anmutig an ihm vorbeitrag und mit leichtem Gruß für den Lord seinem Tisch zustrebte, den geräuschvollen Elegants seines Kreises zuwinkend.

„Man möchte diesem Jungen à quatre épingles kaum ansehen, daß ihn ein I-Punkt berühmt machte“, sagte der Herzog lächelnd zu Seymour.

Dann streifte sein Blick wieder den gesetzten gutgekleideten Mann am Nachbartisch, der kurz nach ihm gekommen war und ihn unausgesetzt beobachtete.

Seine Unruhe wuchs; als der Lord den Tisch verließ, um den Doktor Véron vom „Constitutionnel“ um Auskunft über irgendeine Frau zu bitten, beugte er sich zum andern

Tisch und fragte scharf: „Herr von Haber, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Was wünschen Sie von mir? Ich bin nicht gewohnt, verfolgt zu werden.“

Haber zog ein wenig die Augenbrauen hoch.

„Was wir zu sprechen haben, Durchlaucht, das wissen Sie. Ich habe nicht die Gewohnheit, zu verfolgen. Doch wenn ich es tue, können Sie sich darauf verlassen, daß Sie mich nicht loswerden. Sie werden mich heute abend im Cercle des Étrangers sehen, im Club des Amis des Arts, bei Tortoni, selbst im Salon der Gräfin Hatzfeld, die heute empfängt, und deren Gast Sie zu sein pflegen. Es sei denn, daß Sie mir jetzt Gelegenheit geben, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

Der Herzog wich vor der kühlen Energie des Mannes zurück. Er sagte, nicht einmal unfreundlich: „Bitte.“

Haber lächelte ein wenig und entgegnete: „Was wir zu besprechen haben, paßt nicht

sonderlich ins Café de Paris zur Stunde des Dejeuners, nicht wahr, Durchlaucht?“

Der Herzog befann sich und sah dem andern prüfend ins Gesicht.

„Ich erwarte Sie um vier Uhr bei mir,“ sagte er dann leise, „wenn Sie mir die Versicherung geben, daß Sie ohne Waffen kommen.“

„Sie haben mein Ehrenwort, Durchlaucht“, sagte Haber nachdrücklich.

Der Herzog wandte sich wieder seinem Tisch zu und trommelte nervös auf der Platte. Lord Seymour kam zurück.

„Bedenken Sie, Herzog,“ berichtete er, „die Cinti bekommt von der Herzogin von Ragusa hundert Louis für die drei Lieder, die sie an den musikalischen Montagssoirees singt. — Das ist sicherer als unsere mühevolle Arbeit im Cercle!“

„Gewiß, gewiß“, erwiderte der Herzog und verabschiedete sich bald. Haber las in einer Zeitung und schien seinen Aufbruch nicht zu bemerken.

Der Herzog schickte seinen Wagen fort und ging langsam den lärmenden Boulevard de Gand entlang. Es war nicht allein die friedliche Betriebsamkeit der Verkehrsstraße. Der politische Vulkan hatte seit der Eruption des letzten Jahres zu arbeiten nicht aufgehört. Die geheimen Gesellschaften wühlten ohne Pause, das betrogene Volk war gereizter denn je, die Tausende brotloser Arbeiter schlugen sich jeden Tag mit den nervös gewordenen Soldaten, der Streik der Seidenarbeiter in Lyon machte auch die Lage in Paris bedenklich. An der Ecke der Rue Taitbout sammelte sich ein Haufen arbeitsloser Zimmerleute um einen Saint-Simonisten in komplizierter Cinquecentotracht, der ihnen ein Sermon von der Gleichheit und der Brüderlichkeit hielt.

„Wir brauchen Brot und keine Narren!“ schrie eine wilde Stimme.

Nationalgardisten zerstreuten die Menge. Der Herzog ging veronnen weiter. —

Wissen wir denn, wohin wir gestoßen werden? fragte er sich. Verlohnem sich unsere müßigen Spitzenarchitekturen, wenn das Fundament bebt? Verlohnt sich Stilreinheit — nennen wir das, was mich seit einigen Tagen beschäftigt und mich beinahe zu einem tätigen Menschen macht, mit der notwendigen Euphemie: Verteidigung der Stilreinheit — verlohnt sie sich, wenn heute oder morgen doch irgend ein Henriot oder ein Bonaparte gegen sie kartätischt? Ahnten die Herren vom Trianon, die Herren von den roten Hacken, daß zwischen ihnen und der Guillotine nur noch der brüllende Mirabeau stand? Die Dynasten gehen zu wenig durch die Straßen und haben ein schlechtes Gedächtnis. — Und doch: es ist etwas um diese Vergeßlichkeit und diese Blindheit. Die Legitimisten im Faubourg Saint-Germain und im Faubourg Saint-Honoré, die nur beim Geklingel der Bourbonen-glöckchen aufwachen und in merkwürdig bornierter Konsequenz das Gedröhn von 89,

den Erschütterer Napoleon und den Kitzler Louis Philipp verleugnen, leben immer noch und durchaus nicht ohne Hoffnung auf ihren jeweiligen Ludwig XVIII., Karl X. oder Heinrich V. Es dünkt mich also die Hauptsache, Gedanken, wie ich sie eben hatte, zur rechten Zeit zu verjagen. — Und zudem, lächelte er spöttisch, so wenig ich rote Hacken an meinen Schuhen habe, so wenig ist Herr Haber ein Mirabeau. —

Es schlug drei, als er sein Haus betrat. Er ließ sich, da er durch den ungewohnten Spaziergang müde geworden war und für die Besprechung frisch sein wollte, einen starken Kaffee in die Bibliothek bringen. Während er mit kleinen Schlücken trank, sagte er zu dem Diener: „Hören Sie, Jean, um vier Uhr wird der Herr von heute vormittag kommen. Sie lassen ihn zu mir, bleiben aber in der Nähe.“

Er wartete mit einer Ungeduld, die ihm sonst fremd war. Er ging in dem großen, tep-

pichvollen Raum auf und ab und sah bei jeder Wendung auf die Boule-Uhr des Kamins. — Warum fürchte ich diesen Menschen? fragte er sich immer wieder. Und warum kann ich es fast begreifen, daß Irene ihm erlag, daß der Großherzog ihm erlag? Worin besteht die Macht dieses Menschen? Wie wehre ich mich?

Ein plötzlicher Gedanke riß ihn an den Schreibtisch. Er schrieb hastige Zeilen auf ein Papier, nahm einen Briefbogen, schrieb den Inhalt des Zettels ab, Wort für Wort, versiegelte den Umschlag, ließ das Dokument und die erste Niederschrift durch einen Lakaien dem Pariser Gefandten des Großherzogs überbringen und bat ihn in einem Begleitschreiben, den Siegelbrief durch Spezialkurier der angegebenen Adresse in der Residenz zuzustellen, das andre Schriftstück, das den gleichen Inhalt habe, zu lesen, es mit seiner Unterschrift versehen dem Lakaien zurückzugeben und die Handlung als Staatsgeheimnis zu betrachten.

Er stand am Fenster und sah den Boten fortreiten. Er sagte laut: „Jetzt bin ich stärker.“

Er sah einen Fiaker anrollen und Haber aussteigen. Er sagte: „Der arme Mann.“

Haber trat ein. Der Herzog erhob sich, ohne ihm die Hand zu geben, und bot ihm einen Sessel nahe dem Fenster an, so daß volles Licht sein Gesicht traf. Er selber setzte sich an den Schreibtisch, der in ziemlicher Entfernung stand, im Schatten geschlossener Vorhänge.

„Wir sind ungestört, Herr Baron“, sagte er dann. Haber strich sich über die Stirn.

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht,“ entgegnete er höflich, „daß Sie mir Umwege und Zeitverlust ersparen. — Ich darf die unnütze Einleitung fortlassen und sofort die Frage stellen, um deretwillen ich hier bin?“

„Gewiß.“

„Durchlaucht, unter welchen Bedingungen begeben Sie sich Ihrer Opposition gegen den Erbprinzen?“

Der Herzog hob den Kopf, von dieser Angriffslust überrascht.

„Unter gar keinen, selbstverständlich“, sagte er scharf.

Haber schien das Teppichmuster zu betrachten.

„Das habe ich erwartet“, sprach er nach einer kleinen Pause. „Aber da ich trotzdem die Reise nicht gescheut habe, werden Sie begreifen, daß ich mich damit nicht zufriedengebe.“

Der Herzog lehnte sich irritiert zurück.

„Ich begreife vor allem nicht Ihr Recht, mir in dieser Angelegenheit Fragen zu stellen, Herr Baron.“

Haber sah lächelnd auf.

„Das scheint mir ein logischer Fehler zu sein, Durchlaucht; denn begriffen Sie dieses Recht nicht, so hätten Sie keine Veranlassung zur Protestation. — Also erdulden Sie noch einige Fragen. — Ihre Behauptung stützt sich auf die Mitteilung, die das Hoffräulein von

Raven ihrem Bruder gemacht hat, nicht wahr?“

Der Herzog schwieg.

„Ich verstehe Ihr Schweigen, Durchlaucht; aber sagen Sie, ist solche Argumentierung nicht leichtsinnig?“

Der Herzog lachte.

„Hören Sie, Herr von Haber, Sie mögen aus dem häufig vorkommenden Kretinismus meiner Standesgenossen schon manchen Vorteil gezogen haben und eine gewisse Voreingenommenheit in dieser Hinsicht besitzen. Sie dürfen mich auch für schwachsinzig halten; das ist Ihr gutes Recht; das ist sogar das Vorrecht der Leute Ihrer Art. Aber wenn Ihnen an Ihrer Zeit gelegen ist — ich habe viel Zeit — so ändern Sie Ihre Strategie.“

Haber betrachtete wieder den Teppich.

„Der Großherzog“, fragte er langsam, „ist Ihr dritter Gewährsmann?“

„Ja, und der vierte die Großherzogin und der fünfte der Erbprinz, der allein mit seiner

Hautfarbe und seiner Haarfarbe sogar uns Kretins überzeugen könnte. Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Ja, Durchlaucht; doch warum glauben Sie, daß das Kind unwürdiger des Thrones ist als das Ihre?“

Der Herzog stieß den schweren Brieföffner aus Elfenbein, mit dem er gespielt hatte, gegen die Tischplatte.

„Die Frage ist über die Maßen einfältig, Monsieur. Das Kind würde vielleicht oder sicherlich ein begabterer Herrscher werden als mein Sohn; aber Sie sind der Vater, Moritz Haber.“

„Deshalb töten Sie es?“

Der Herzog antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er: „Kommen Sie im Auftrag des Großherzogs oder der Großherzogin?“

„Von meiner Reife weiß kein Mensch.“

Haber sah den andern mit schwerem Blick an. Der Herzog stand plötzlich auf.

„Bleiben Sie ruhig, Durchlaucht, Sie haben

mein Versprechen. Ich bin ohne Waffe. Allein diese Aufforderung bewies mir, wie scharf Sie denken. Sie wissen den Ausweg für einen Menschen, der so entschlossen ist wie Sie; denn Sie geben mir das Gegenbeispiel; Sie stellen mich vor die Alternative. Sie sagen das Entweder, ich sage das Oder. Sind Sie so entschlossen wie ich, Durchlaucht?“

Er war gleichfalls aufgestanden. Das weiße Schwammgesicht des Herzogs zuckte heftig.

„Beginnt jetzt die Erpressung, Herr Haber?“ sprach er durch die Zähne. „Herr Gisquet, der Polizeipräfekt der Stadt Paris, ist wegen der langen Untersuchungshaft, die er auch in zweifelhaften Fällen zu verhängen pflegt, wenig beliebt. Sie könnten zu spät in Ihr Großherzogtum zurückkehren!“

„Durchlaucht,“ entgegnete Haber kalt, „auch wer Entweder sagt, ist Erpresser, wenn Sie wollen. Wir kämpfen mit gleichen Waffen; und willigen Sie ein, so kapituliere ich auf meine Art.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Haber kam zwei Schritte näher, mit ernstem, bewegtem Gesicht.

„Hören Sie meinen Vorschlag, Durchlaucht, hören Sie mich an, ich bitte Sie! Überlegen Sie gut! Ich bitte Sie! Was ich Ihnen jetzt sage, ist des Bedenkens wert!“

Der Herzog sah ihn wortlos an. Haber sagte leise: „Wenn Sie jetzt in meiner Gegenwart einen Brief an den Großherzog schreiben, daß Sie die Aktion gegen den Erbprinzen aufgeben und ihn in seinen Rechten anerkennen, erschieße ich mich heute nacht im Bois de Boulogne nahe den Wasserfällen. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie den Brief expedieren, wenn Sie durch die Polizei oder durch die Presse meinen Tod erfahren haben.“

Der Herzog bewegte sich nicht, sein Gesicht glich einer brüchigen Gipsmaske. Er ließ den Blick nicht von dem andern. Die beiden Männer schwiegen eine lange Zeit. Dann wieder

sprach Haber, leiser noch und hafter:
„Überlegen Sie gut, ich flehe Sie an! Ein
Mensch, der zum Selbstmord bereit ist, ist
nicht nur sich selbst zu töten fähig. Wenn Sie
nein sagen, gefährden Sie nicht nur sich, son-
dern auch die Geschwister Raven, das wissen
Sie.“

Der Herzog schloß einen Augenblick die
Augen und trat dann ans Fenster. Er kreuzte
die Arme und schien zu überlegen, lange Zeit.
Haber wartete stumm auf seinem Platz. Die
Stille entmutigte ihn auf eine unerklärliche
Art. Ein gleichsam einstürzendes Gefühl der
 Hoffnungslosigkeit bereitete ihm fast körper-
lichen Schmerz.

Galopp eines Pferdes hallte vom Pflaster
herauf und brach jäh ab. Haber erbebte; seine
auf das äußerste gespannten Sinne spürten
die Verbindung dieses Geräusches mit seinem
Schicksal. Es war ihm, als hörte er die ange-
sprenzte Entscheidung die Treppe herauf-
kommen.

Läßt er mich verhaften? fragte er sich und maß die Entfernung bis zur Tür. Plötzlich wandte sich der Herzog um, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Ja,“ sprach er, als wären die andern Worte eben erst gefallen, „das wußte ich, und ich bewundere Sie, weil Ihre Entschlossenheit mich Ihrer nicht ganz unwürdig gemacht hat.“

Es klopfte. Der Herzog schritt zum Schreibtisch zurück. Haber sah mit zusammengebißnen Zähnen auf das Papier, das der Diener stumm und noch ein wenig außer Atem seinem Herrn übergab. Auf einen Wink des Herzogs, der mit ruhigem Gesicht den Umschlag abriß, entfernte er sich. Haber fragte gequält: „Durchlaucht, warum würdigten Sie mich Ihres Händedrucks?“

Der Herzog glättete das Papier auf der Tischplatte, ohne es anzusehen. Er sagte ernst: „Weil Sie ein respektabler Gegner sind, der die Partie verloren hat. Ich sage Ihnen

fogar noch mehr: hätte ich mich nicht vor Ihrem Kommen fo etwas wie rückversichert, fo möchten Sie sie vielleicht gewonnen haben; denn das einzige, was die alten Geschlechter auch außerhalb ihrer Tradition anerkennen, ist persönliches Heldentum. Als Sie Ihren Vorschlag ausprachen, habe ich zum erstenmal in meinem Leben einen großen Menschen gesehen. So etwas besticht. — Aber ich hatte bereits Ihre Brücken abgebrochen.“

Er überreichte ihm das Papier.

„Sie sehen,“ fuhr er fort, „daß der Adelsbund ins Vertrauen gezogen wurde und beauftragt ist, im Falle meines vorzeitigen Todes die Rechte meines Hauses zu wahren. Sie sehen, daß unser Pariser Gesandter die Zweitschrift gegengezeichnet hat. — Sie müßten also außer ihm, mir und den Geschwister Raven noch dreihundertfünfzig entschlossene Männer umbringen, Herr Haber. — Und das können Sie nicht, Herr Haber. — Geben Sie die Partie verloren.“

Haber hatte das Schriftstück langsam durchgelesen; das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Er schritt der Thür zu, schweigend, mit verstonnenem Gesicht und seltsam unbeholfener Bewegung. Die Klinke in der Hand wandte er sich um.

„Durchlaucht,“ sagte er mit absonderlichem Lächeln, „fahren Sie morgen für einige Tage aufs Land. Die Amis du Peuple und andre Geheimverbände werden das Leichenbegängnis des sehr volkstümlichen Generals L. nicht nur zu einer bewaffneten Demonstration gegen die Regierung benutzen, wie man annimmt, sondern zu einem veritablen Putsch, der zwar ausichtslos ist, aber viel Blut kosten wird. Zugleich sollen einige große legitimistische und orleanistische Namen und ihre Träger beseitigt werden. Es war meinen tausend Louisdors nicht schwer, auch den Namen eines fremden Standesherrn auf die Proskriptionsliste zu setzen: und der sind Sie. —“

„Sie waren also überzeugt, daß ich auf Ihren Vorschlag nicht eingehen werde?“ sagte der Herzog.

„Das war ich nicht,“ entgegnete Haber leise, „aber auch ich hatte meine Rückversicherung — für jeden Fall. — Und um jene Liste Wiederholungen dieser Art zu entziehen, beauftragen Sie die Polizei, im Sekretariat der Sektion ‚Marat‘ — 27, Rue de la Villette im Belleville-Viertel — eine Hausfuchung zu veranstalten. — Jetzt leben Sie wohl, Durchlaucht.“

Der Herzog lief auf ihn zu und nahm seine Hand. „Was werden Sie jetzt tun, Baron?“

Haber schüttelte leicht den Kopf.

„Das ist das einzige, was ich Ihnen nicht sagen will, denn es bekümmert Sie nicht mehr, Hoheit.“

Er ging. Der Herzog sah den Fiaker fortrollen.

Seltfam, dachte er, ich fühle keine Freude; seltsam, ich schäme mich.

Fünftes Kapitel

Haber war gebrochen. Er fuhr mit der Absicht zurück, sich seinem Schicksal zu demütigen, das Kind in sichere Hände zu bringen, sich von der Leitung seiner Unternehmungen zurückzuziehen und mit seiner Familie in eine freiwillige Verbannung zu gehen. Er war des Kampfes müde. Doch sein Schicksal wollte nicht die friedliche Unterwerfung; es war, als ließe die Rebellion, die es herausforderte, für den heroischen Auftakt kein andres Ende zu als das tragische.

Er kam rechtzeitig genug in die Residenz, um durch eine Eingabe an den Generalauditeur das Verfahren gegen Raven niederzuschlagen. Er zögerte einige Tage aus unerklärlicher Hemmung, der Fürstin seine Niederlage zu gestehen und seinen Entschluß zu

fagen, als sich eines Morgens Baron Raven bei ihm melden ließ.

Der stattliche, etwa dreißigjährige Mann, dessen widerpenftige Stirn den Bankier an die Schwester erinnerte, war in Zivil. „Herr von Haber,“ begann er ohne Umschweife, „ich weiß durch den Gerichtsherrn, daß Sie selber sich um die Annullierung der Anklage bemühten. Ich bin überzeugt, daß Sie es aus Gründen der Opportunität taten und nicht aus Menschenfreundlichkeit . . .“

„Warum find Sie davon so überzeugt“, unterbrach Haber lächelnd; „ich versichere Ihnen, ich hätte unbeschadet aller Zweckmäßigkeit das Verfahren gegen Sie weiterlaufen lassen können.“

„Das mag fein,“ entgegnete der andre, „aber da meine Stellung Ihnen gegenüber auch nicht die kleinste Dankeschuld verträgt, habe ich freiwillig die Konsequenzen gezogen und meinen Abschied genommen.“

Haber sah ihn unruhig an.

„Das ist jedenfalls nicht alles, was Sie mir sagen wollen?“ fragte er.

„Gewiß nicht“, entgegnete Raven; „es muß, bevor Ihnen der Zweck meines Besuches begreiflich wird, noch etwas andres klargestellt werden: warum ich Ihr nicht zu verfühnender Gegner bin. Darf ich Sie fragen, ob die Entdeckung der Polizei, daß ich der Brieffschreiber war, Sie überraschte?“

„Herr Baron,“ lächelte Haber wieder, „ich fürchte, Sie wollen mir Zusammenhänge verraten, die ich besser kenne als Sie — sofern ich sie nicht selber knüpfte. Da die Handschrift nicht Ihrem Fräulein Schwester gehörte und da der Herzog von L. solcherlei wohl anfragen, aber nicht selber ausführen möchte, konnte ich der Polizei mit ziemlicher Sicherheit die Aufgabe leicht machen. Daß ich Ihnen dieses alles sage, daß ich den peinlichen Prozeß von Ihnen ablenkte, darf Sie überzeugen, daß ich den Kampf aufgegeben habe und den Dingen ihren Lauf lasse.“

Raven hatte mit erstauntem Gesicht zugehört; bei Habers letzten Worten sprang er auf.

„Welch ein Irrtum, Herr,“ rief er, „anzunehmen, daß wir Sie in Ruhe ließen, wenn Sie uns in Ruhe lassen! Ich wollte Ihnen vorhin sagen, daß meine Person in der großen Abrechnung mit Ihnen nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Ich bin nicht der von Ihnen beleidigte Herr Soundso, der Genugtuung von Ihnen fordert — Sie könnten sie verweigern, weil Sie mich noch nie gesehen, also auch nicht beleidigt haben —: nein, Herr von Haber, ich bin . . .“

„...der Scharfrichter des Adelsbundes“, unterbrach Haber kalt. „Ich begreife, daß Sie zu diesem Zweck Ihre Uniform ausgezogen haben.“

„Nehmen Sie sich in acht, Herr,“ schrie Raven mit rotem Gesicht, „daß wir nicht zu unserm ursprünglichen Plan zurückkehren und Sie über den Haufen schießen, wie Sie es verdienen!“

„Herr Baron,“ sagte Haber ruhig, „lernen Sie von Ihrem Führer besonnene Klugheit. Ihr Temperament reißt Sie zu Geständnissen hin, die nicht nur für Sie gefährlich sein können. Ich hätte bereits wieder zureichende Gründe, Sie verhaften zu lassen. Sie kompromittieren ja Ihre ganze Organisation. Vielleicht war ich vorsichtig genug gewesen, unser Gespräch von einem meiner Leute mitanhören zu lassen.“

Raven biß sich auf die Lippen und sah sich mißtrauisch um.

„Nein, nein“, beschwichtigte ihn Haber mit leiser Ironie, „wir sind allein, und ich habe nicht vor, mich zum zweitenmal hinter der Polizei zu verstecken. Übrigens war es auch das erstemal alles andre als Feigheit. Setzen Sie sich wieder, Baron Raven. Mein Ausdruck war vielleicht zu scharf. Wenn ich die Situation richtig überschaue, will mich der Bund zwar noch immer über den Haufen schießen, mir aber vorher eine Pistole in die Hand

drücken. Damit wird auf kluge Weise zugleich das Gesetzbuch umgeblättert und der Ehrenstandpunkt gewahrt. — Und Sie sind beauftragt, die Pistole auf mich abzufeuern, nicht wahr?“

Raven sah ihn verdutzt an; dann sagte er scharf: „Ich bitte Sie, Herr von Haber, mit mehr Respekt und mehr Ernst von der Ehre zu sprechen, die Ihnen zuteil wird. Sie sollen auf ritterliche Art für Ihr unritterliches Leben einstehen.“

„Die Phrase ist so geistlos wie die Beleidigung — wie Ihre Pistolen“, sagte Haber mit bitterem Lächeln. „Und wenn der wenig wahrscheinliche Fall einträte, daß Sie fielen, so habe ich für mein unritterliches Leben gegen den zweiten, dritten, vierten Schützen des ritterlichen Bundes einzustehen, bis . . . nun, bis ich nicht mehr stehe. Nicht wahr, Herr von Raven?“

„Darüber steht mir keine Antwort zu. Nennen Sie bitte Ihren Sekundanten, mit

dem sich Graf Aufberg in meinem Namen heute nachmittag über die Kampfbedingungen besprechen kann. Das Duell muß innerhalb vierundzwanzig Stunden stattfinden, um Ihnen die Möglichkeit zu nehmen, Gegenmaßregeln zu treffen.“

Haber preßte die Hände gegeneinander und schloß die Augen; das Herz schnellte schmerzhaft auf und stach bis in die Schläfen.

„Vierundzwanzig Stunden,“ flüsterte er, als wäre er allein, „es geht nicht . . . es geht nicht . . . ich kann es nicht . . . Mein Gott, es geht nicht! . . .“

Er öffnete weit die Augen und beugte sich vor.

„Hören Sie mir zu,“ sagte er mit bedrängter Stimme, „hören Sie mir zu, um der Barmherzigkeit willen! Ich gebe Ihnen mein Wort, Ihnen und Ihrem Zeugen, daß ich mich stellen werde, daß Sie mich totschießen können — aber gewähren Sie mir vierzehn Tage Frist! — Geben Sie mir acht Tage Frist!“

Der andere sagte kalt: „Das ist aus ganz bestimmten Gründen unmöglich.“

„Hören Sie mir zu,“ flehte Haber, „hören Sie alles! Ich habe den Widerstand gegen den Willen des Bundes aufgegeben. Ich weiß, daß die ganze Wahrheit den Mitgliedern mitgeteilt ist; ich weiß, daß das Kind der Fürstin verloren ist; jetzt will ich nur noch meines Kindes Leben retten; ich will es ins Ausland bringen. — Mein Gott, es ist nicht einmal Liebe — ich sah es noch nicht — es ist der jähe Befehl des Gewissens!“

Er schrie auf: „Mein Gott! Es ist die Buße für meine Blasphemie! Sein Leben und mein Tod!“

Raven schwieg erschüttert. Dann sagte er zögernd: „Baron Haber, ich sagte Ihnen schon: meine Person ist bei alledem nicht wichtig. Meine Person würde Ihnen nicht nur willfahren, sie würde sogar in manchem ihre Gefinnung gegen Sie korrigieren. Aber das nützt Ihnen nichts. — Auch ich will meine

Karten aufdecken. Erinnern Sie sich an den Inhalt meines Briefes. Der Bund hat beschlossen, die Drohung wahr zu machen, um jede Möglichkeit einer künftigen Präsidentschaft auszuschließen. Diese Ihre Gegenmaßregel also soll gerade vermieden werden.“

Haber fiel in den Stuhl zurück; sein Gesicht war wie von einem alten Mann.

„Das also ist die Buße,“ stöhnte er, „sein Tod und mein Tod. — Ist sie gerecht?“

Er sah den andern durchdringend an: „Ist sie gerecht?“ fragte er lauter. „Ist es gerecht, daß die Schwester das Kind tötet, das ihm nichts tat — und der Bruder einen fremden Mann, nur weil er dieses Kindes Vater ist? Ist es gerecht? Und glauben Sie, daß es so sein wird?“

Seine Stimme schwang drohend im Raum. Der andre schwieg.

Haber stand auf und hob die Hand.

„So helfe mir Gott,“ sagte er sehr leise, „so helfe er auch Ihnen. — Es wird wohl nicht so sein.“

Der Marchese Ruccellai, ein Kavalier aus altem florentinischem Geschlecht, der einen Teil des Jahres in der Residenz zu verbringen pflegte und Haber einige glückliche Spekulationen zu verdanken hatte, war sofort bereit, in der nicht weiter detaillierten Ehrenangelegenheit die Sache des Bankiers zu vertreten. Zwei Stunden, nachdem Haber um seine Assistenzen gebeten hatte, empfing er den Besuch des Grafen Aufberg. Da der Marchese den Auftrag hatte, die Vorschläge des Gegners anzunehmen, auch wenn die Bedingungen außerordentlich schwere seien, kamen die Herren bald überein: zwischen Baron Raven als Provokanten und Baron Haber als Provokaten findet um sechs Uhr morgens des kommenden Tages auf dem Kugelfang am B...heimer Gemeindewald ein Duell auf Pistolen mit Avancieren statt, bis zur Kampfunfähigkeit eines der Gegner, ohne den üblichen Versöhnungsversuch vorAntritt des Kampfes; die Mensur beträgt fünfzehn Sprungschritte,

die Barrieren sind fünf Sprungschritte voneinander entfernt; das Kommando gibt der Sekundant des Provokanten; als Arzt fungiert der Kompaniechirurg B.

Haber hatte bald nach dem Gespräch mit Raven den Großherzog durch ein dringendes Billett gebeten, ihn zu einer bestimmten Nachmittagsstunde inoffiziell zu empfangen. Er ließ den Wagen vor dem kleinen Seitenportal des Schlosses halten, durch das er einzutreten pflegte, wenn die Hofchargen nichts von seiner Anwesenheit beim Fürsten wissen sollten; der Pförtner, der ihn kannte und ehrerbietig grüßte, läutete dem Kammerhufaren. Über eine kleine Treppe gelangten sie unmittelbar in das Vorzimmer zum Arbeitskabinett, dessen Türen offen standen.

Das Gesicht des Großherzogs hatte die gespannten Züge des Menschen, der die Hand des Schicksals gegen sich aufgehoben sieht,

nicht weiß, wann der Schlag fällt, und bei allem die Pflicht fühlt, seine Würde zu wahren. Die Gewogenheit des Landesherren, die er in seine Begrüßung hineinpressen zu müssen glaubte, rührte Haber auf unbestimmte Art. Die Kette des gemeinfamen Geschicks hatte sich gelockert, und er war weiter als der Fürst — so weit schon, daß er die Entscheidung in der Hand hielt und wie eine Moira den Weg des andern wußte.

Seine Überlegenheit tat ihm jetzt wohl, weil er durch sie eine nicht ganz leicht getragene moralische Schuld abzahlen konnte. — Unfre Rechnung wird so beglichen werden, dachte er, daß die Erinnerung an mich nicht häßlich sei.

„Wie lange, Königliche Hoheit,“ fragte er mit ruhiger Stimme, „wollte der Herzog mit der Publikation warten?“

„Vier Wochen“, antwortete der Fürst und wurde aufmerksam.

„Nun,“ sagte Haber gleichmütig, „eine

nicht unberechtigte Angst, daß es nach der Inhaftierung Ravens mit persönlicher Gefahr verbunden sein möchte, als einer der drei gegnerischen Träger des Geheimnisses zu gelten, hat den Herzog veranlaßt, die Zahl der Eingeweihten zu erhöhen. — Bleiben Sie ruhig, Hoheit,“ fügte er lebhaft hinzu, als er sah, wie der Fürst getroffen die Armlehne seines Sessels packte, „bleiben Sie ruhig! Die Ereignisse, die den wirren Knoten zerhauen, werden vor Ihnen den schuldigen Respekt bewahren. Die Lösung ist die denkbar einfachste, auch in ihrem Rigorismus. Sie erlaubt mir nicht, das Kind zu retten. Ich bin hier, um es Ihnen zu sagen. Es liegt mir daran, daß Sie, gerade Sie, der Sie der Sauberste von den Personen unsrer Tragödie sind, den Gedanken an mich nicht mit der vorwurfsvollen Frage kopulieren: Warum hat er sich nicht gedemütigt? — Wahrhaftig, Hoheit, ich wollte das Kind retten. Aber man erlaubt es mir nicht; man fürchtet mich auch in dem

Kind. — Und doch, mein Fürst — und das ist das zweite, das mich zu Ihnen geführt hat — und doch: Sie dürfen für den Tod des Kindes nicht die verantwortlich machen, die meinen Tod herbeiführen; denn, bei Gott, sie sind es nicht. — Richten Sie niemanden, Hoheit, suchen Sie nichts zu verhindern! Seien Sie die nächsten Tage blind, taub und stumm!“

Der Großherzog sah ihn an, unbeweglich, mit soviel Leid, daß Haber sich abwandte.

„Möge Gott“, sagte der Fürst langsam, „dem Gewissen der Großherzogin helfen; denn sie ist zweifach schuldig. Sie hat . . .“

„Nein,“ rief Haber erschüttert und sprang auf, „sprechen Sie nicht weiter! Sie ist keinmal schuldig. Schuldig sind Sie in kleinem und ich in großem Maße. Richten Sie niemanden, Hoheit, und helfen Sie selber dem Gewissen der Fürstin, wie ich ihm helfen will! Denn das ist das dritte, das Größte, um das ich Sie anflehe. Zerstören Sie nicht die Lüge, mit der ich

ihr Gewissen schützen will; schweigen Sie über dieses Gespräch wie über jenes andre!“

Der Fürst hatte sich erhoben und sagte zögernd, seine Hand ergreifend: „Sie sind ein guter Mensch, scheint mir.“

Haber fand die Großherzogin in der Gesellschaft des Fräuleins von Raven. Als sich die Dame bei seinem Anblick entfernen wollte, sagte er höflich: „Ein Wort, Mademoiselle — Sie gestatten es, Hoheit —. Ich bedaure sehr, daß jene dumme Briefaffäre auch Ihnen Ungelegenheiten verursachte. Aber nachdem es sich herausgestellt hat, daß es sich um nicht viel mehr als um den angeheiterten Scherz einer vorgerückten Kasinoftunde handelte, werden Sie sich mit mir so gut verfühnen, wie ich mit Ihrem Herrn Bruder verfühnt bin.“

Er sah sie scharf an, er sah, wie sie in seinem Gesicht nach einer Erklärung suchte, er

hörte ihr zaghaftes „Gewiß“ und wußte, daß sie der Fürstin nichts von der Entwicklung der Dinge berichtet hatte. Das Fräulein ging mit einem verlegenen Gruß.

„Was bedeutet das?“ fragte die Fürstin, als sie allein waren. Haber antwortete mit halbem Lächeln: „Das bedeutet wohl die Unterzeichnung des Waffenstillstandes, Hoheit. Ich fuhr nämlich dem Herzog nach Paris nach und spielte ein bißchen den Erpreßer. Weil ich also den Herrn von Raven vor der Verhandlung bewahrte, damit Seine Durchlaucht ungestört sein ‚veau à la casserolle‘ im Café de Paris verzehren könne, wird das Kind . . .“

Er barg den Kopf in den Händen.

„. . . leben?“ vollendete die Fürstin mit leiser Frage. Sie beugte sich vor und berührte seine Hand. Er sah auf.

„Ich bin so gehetzt,“ klagte er, „ich bin so müde! Ich bin so ohne Sinn mit meinem Aufgebot an Brutalität und Jämmerlichkeit!“

„Ich habe dich noch nie so gesehen!“ rief sie erschrocken. „Ist denn alles verloren?“

Haber blickte traurig.

„Verloren?“ wiederholte er langsam, „gut, wir können sagen: verloren; wir können aber auch sagen: es ist nicht viel verloren: eine Idee — und ein klein wenig mehr . . .“

Er fuhr auf und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Was schwatze ich da, Irene, was ängstige ich dich unnütz! Meine Nerven haben gelitten, das ist alles. Die Lage ist noch nicht geklärt. In einigen Tagen werden wir es besser wissen. Wir werden wissen, ob das Kind in Sicherheit ist oder ob ich es in Sicherheit bringen muß — und mich dazu. — Du siehst also, daß ich meine Ambitionen aufgegeben habe.“

Die Fürstin sah ihn unsicher an und schwieg. — „Ich möchte das Kind sehen“, sprach er nach einer Weile.

„Wie?“, fragte sie verwirrt. Haber sagte ernst: „Der Vater möchte das Kind sehen.“

Sie sah ihn an und läutete. Die eintretende Kammerfrau antwortete auf den Befehl der Fürstin, das Kind zu bringen: es solle gerade gebadet werden.

„So möchte ich es im Bad sehen“, sagte Haber.

Er folgte der Großherzogin über einen kleinen Gang in ein Zimmer, dessen Tür er sich mit schnellem Blick merkte. Der Säugling lag nackt auf der Wickelkommode, mit stämmigem Körper und rundem Bauch, und spielte mit seinen Zehen. Die Wärterin prüfte die Wärme des Bades und goß ein wenig kaltes Wasser in das Becken. Haber überflog den Raum mit einem Blick und betrachtete dann das Kind. Er sah den Schnitt seiner eigenen Augen, die etwas aufgeworfene Unterlippe — wie er sie hatte — seine Haare, blauschwarz und gelockt, seine dunkle Haut. Das Kind begann zu weinen.

Haber trat zurück und tauchte die Hand in die Wasserkrüge.

„Gießen Sie nicht zu viel kaltes Wasser zu“, sagte er zur Wärterin; „das Bad könnte leicht zu kalt werden und das hohe Kind sich leicht erkälten.“

Er wandte sich an die Fürstin und klopfte an einen Krug.

„Das ist nämlich eiskaltes Brunnenwasser, Königliche Hoheit.“

Sie sah ihn erstaunt an. Das Kind weinte lauter.

„Meine Gegenwart scheint der kleinen Hoheit nicht recht zu sein“, versuchte Haber zu scherzen; seine Brauen zuckten nervös. Die Fürstin machte eine ungeduldige Bewegung; sie gingen in das Boudoir zurück. —

„Warum weinen Sie, Irene?“ fragte Haber bedrängt. Sie weinte lautlos, mit starrem Gesicht, das sie nicht bedeckte.

„Das Weinen ist furchtbar!“ rief die Gequälte. Sie sagte leise: „So viel Lieblosigkeit war bei dem Kinde.“ Er wurde blaß und nahm ihren Kopf zwischen die Hände. „Du

möchtest es gut machen,“ stöhnte er nahe ihrem Munde, „du liebst es jetzt?“

Sie schloß die Augen; die Tränen liefen auf seine Hände. Sie sprach ganz leise: „Ja, ich liebe es; denn auch du könntest seinen Tod wünschen.“

Er küßte sie und sagte: „Adieu.“

Er löste sich von ihr und ging langsam der Tür zu. Sie schrie ihm nach: „Nein!“ Er drehte sich um, fragte gepreßt: „Wem sagst du nein?“

Sie saß starr und aufrecht und blaß; sie sah an ihm vorbei: „Diesem Leben“, flüsterte sie.

Er stürzte hinaus, über den Gang der andern Tür zu. Er lauschte. Er hörte nichts als sein tobendes Herz. Er legte die Hand auf die Klinke: doch er hörte jetzt Aufschluchzen des Kindes, einfältige Worte der beruhigenden Wärterin. Er preßte sich in eine dunkle Nische, wartete, wartete, biß sich die Lippen blutig. Er hörte Schritte: das Fräulein von Raven streifte ihn fast mit dem Rock, öffnete

die Tür zum Zimmer des Kindes, sah hinein, nickte mit dem Kopf und ging wieder zurück. Endlich — es mochten fünfzehn Minuten vergangen sein und der Mann war schon einzudringen entschlossen — verließ die Wärterin den Raum, Wäschestücke in den Händen.

Haber war mit zwei Sätzen im Zimmer und verriegelte hinter sich die Tür. Das Kind schlief auf der Wickelkommode, in gewärmte Decken gehüllt, müde vom Bad und vom Weinen. Er entblößte den winzigen Körper und tauchte ihn bis zum Hals in den bäuchigen Krug mit kaltem Wasser, das aufbrüllende Gesichtchen sich gegen die Brust drückend. Er hatte die Augen geschlossen und fühlte den kalten Schweiß der Stirn über die Schläfen rollen. Das Kind schrie nicht mehr. Er öffnete die Augen: Gesicht und Körper des Säuglings waren bläulich und starr vor Kälte; aber das Herz schlug noch. Er hob das Körperchen aus dem Wasser, trocknete es leicht ab und legte es auf die Tücher zurück, ohne es zuzudecken.

Das Kind begann leise zu wimmern. Haber wartete einen Augenblick an der Thür, entriegelte sie dann, öffnete sie, schloß sie hastig hinter sich und eilte den Gang zurück.

Im Treppenhaus stand die Dame Raven. Er ging auf sie zu; sie erschrak vor seinem entstellten Gesicht und machte eine Bewegung, als ob sie fliehen wollte. Er packte sie brutal am Arm; seine Stimme war heiser: „Sie sehen, Mademoiselle, ich habe mir das Kind nicht gestohlen; aber seien Sie Ihrem Schöpfer dankbar: ich habe es vielleicht Ihnen gestohlen.“ —

Sechstes Kapitel

Die Frühe war kühl und grau. Ein dünner trostloser Regen fiel. Haber sah aus dem trüben Fenster der Kutsche auf den Sumpf der Landstraße. Doch die Bedrückung durch die Landschaft war nichts gegen die Last der Nacht, gegen den Angriff der Schatten auf die wehrlose Seele. Von dem hastigen Auf und Ab der letzten Zeit, seinem kühnen Angriff und ehrlichen Rückzug, seiner Energie, die viele Grade männlicher Tatkraft umspannte, seinen Gedanken, die absonderlich zwischen den Polen des Guten und Bösen pendelten, durch beide Ströme elektrifiziert: von allem Inhalt war nichts geblieben als das Körperchen aus seinem lebengebenden Samen zwischen seinen todbringenden Händen. In der einstürmenden Stille der Nacht begriff er nicht mehr

den kurzen Kreislauf von der Zeugung zur Tötung; es schien ihm mit einemmal, als wäre das Schickfal nie aus seinem Körper herausgetreten. Es war ihm in kurzen Augenblicken, als würde er die Selbstverstümmlung überleben können. — Und er hatte die Pistole fortgeschoben. — Dann aber wiederholte das Ohr unbarmherzig und unablässig das überdeckte Geschrei, das von seiner Brust aufgestiegen war, grelle, hohe, kurze Töne unter dem Stoff seines Überrocks, immer höhere, immer kürzere Töne — dann trug seine Stirn den gleichen kalten Schweiß — dann sah sein Auge wieder das starre bläuliche Klümpchen Fleisch: Das ist doch Mord! hatte er sich zugerufen — — und doch zuckten seine Finger zurück, als sie den kalten, harten Kolben der Waffe berührten. Er war feige gewesen, er hatte sich vom Pistolenlauf fortargumentiert, er hatte sich in unsinnigen Haß gegen die Gegner gehetzt — wahrhaftig, er war bis zur Annexion ihres Ehrenkodex gekommen,

um den Hahn nicht selber gegen sich abzu-
drücken.

Jetzt, im Wagen, lächelte er verächtlich.
Mein Mut, dachte er, gleicht jener Wohltätig-
keit, die nur geübt wird, wenn sie Zuschauer
hat.

Der Marchese neben ihm, wortkarg durch
die frühe Stunde, gähnte verhalten. Der Wa-
gen fuhr in den Forst ein. Haber sagte: „Wir
sind bald da.“

Der Marchese rieb sich die Augen: „Da Sie
nun einmal einander den Garaus machen wol-
len,“ sagte er, „müssen Sie unbedingt den
Vorteil ausnützen, daß Sie als Geforderter
den ersten Schuß haben. Sonst steht die Sache
schlimm; denn Raven ist ein vorzüglicher
Pistolenschütze. Also langsam vorgehen, auf
die Nasenwurzel zielen oder sogar noch etwas
tiefer, und bald schießen, damit Sie im Fall
eines Fehlschusses nicht allzu nahe der Bar-
riere stehen bleiben müssen.“

Haber nickte mit dem Kopf und befahl

dem Kutscher zu halten. Sie stiegen aus und gingen einer Lichtung zu, dem Treffpunkt. Raven, Aufberg und der Arzt waren schon zur Stelle. Die Parteien begrüßten sich steif und schritten schweigsam auf einem Fußweg aus dem Wald heraus über den dunstgrauen Schießplatz zu den aufgeworfenen Erdwällen des Kugelfanges.

Der Marchese sprang die Mensurdistanz ab, Aufberg markierte die Barrieren und reichte dem andern den Pistolenkasten. Rucellai öffnete ihn, prüfte die vier Waffen und lud sie vor den Augen des gegnerischen Sekundanten, der sie zur Kontrolle in die Hand nahm. Dann sagte er: „Machen Sie sich bereit, meine Herren.“

Die Gegner zogen die Überröcke aus und stellten sich auf die Mensur. Die Sekundanten reichten ihnen die Pistolen und Zündhütchen und bewaffneten sich ebenfalls. Raven blickte gleichmütig wie bei einer Schießübung und setzte das Zündhütchen auf. Haber war toten-

blaß, seine zitternde Hand ließ zweimal die Zündhütchen fallen. Der Marchese reichte ihm ein drittes.

„Um Gottes willen, Baron!“ flüsterte er, „nehmen Sie sich zusammen.“

Aufberg fragte: „Sind Sie bereit, meine Herren?“

„Ja“, sagte Raven mit ruhiger Stimme.

„Ja“, wiederholte Haber leise.

Aufberg spannte seine Waffe.

„Der Herr Provokat hat den ersten Schuß“, sprach er laut; „ich bitte zu beginnen. — Los!“

Haber zögerte; er schloß die Augen und biß die Zähne zusammen, die aufeinander-schlugen. Raven war auf das Kommando des Sekundanten einige Schritte vorgegangen und trat achselzuckend auf die Mensur zurück, als sich sein Gegner nicht rührte.

„Herr Provokat, bitte, gehen Sie vor und schießen Sie!“ rief Aufberg.

„Ich verzichte auf den ersten Schuß“, sagte Haber mit Anstrengung. Raven hob den Kopf.

„Per Bacco,“ schrie der Marchese, „ich protestiere! Ich sekundiere keinem Selbstmord!“

„Ich nehme den Verzicht nicht an“, sagte Aufberg nach einem kurzen Wort mit Raven. Haber faßte sich.

„So verlange ich Entscheidung durch das Los“, erklärte er.

Aufberg zog eine Münze aus der Tasche.

„Schrift“, sagte Raven.

„Kopf“, sagte Haber. Die Münze flog in die Luft.

„Der Herr Provokat hat den ersten Schuß“, verkündete Aufberg. „Ich bitte zu beginnen. — Los!“

Die Gegner gingen aufeinander zu. Haber mit gehobener Waffe, Raven mit geknicktem Lauf, die rechte Schulter ein wenig vorgekehrt. Haber hob mit erstarrtem Gesicht die Pistole immer höher, ging drei Schritte, vier Schritte, fünf Schritte vor, schoß nicht.

„Niedriger! Niedriger!“ schrie Ruccellai; „Schießen! Zum Teufel!“

Zwei Schritt vor der Barriere donnerte der Schuß in die Luft. Raven blieb stehen, Haber ging bis zur Barriere vor. Aufberg rief: „Herr Provokat, Sie haben nicht nötig, vorzugehen. Sie können auf der Stelle des Abschusses stehen bleiben.“

Haber schwieg und bewegte sich nicht.

„Dio,“ rief der Marchese, „ich beginne zu begreifen! Lassen Sie ihn, Graf. Der Herr scheint eine Absicht zu haben, die mich als Sekundant überflüssig macht.“

Er wandte sich ab. Aufberg rief erregt: „Herr Marchese, Sie dürfen den ordnungsmäßigen Ablauf des Kampfes nicht unterbrechen!“

Ruccellai ging verdroffen auf seinen Platz.

„Der Herr Provokant hat den Schuß“, kommandierte Aufberg.

Haber verfolgte mit aufgerissenen Augen die Pistole des Gegners, die sich hob und wieder senkte und wieder hob. Er sah die schmale Mündung des Laufes. Er krallte sich mit dem

Blick in das zielende Gesicht des andern. Ravens zusammengekniffene Augen öffneten sich unruhig. Er ertrug den Blick eine Sekunde. Er verzog das Gesicht zu einer seltsamen Grimasse, drehte sich rasch um, beugte sich ein wenig zur Seite und schoß sich in die Schläfe. Er riß die Arme wild in die Höhe und fiel mit dem zerfchmetterten Gesicht auf den Boden.

Die Männer liefen aufschreiend auf ihn zu. Der Arzt sagte nach einem kurzen Blick: „Aus.“

Haber war auf der Barriere stehen geblieben, mit einem Gesicht wie aus Stein.

Der Marchese nahm ihm die Pistole fort.

Es war von den Teilnehmern des Duells verabredet worden, den Selbstmord Ravens zu verschweigen; den Behörden gegenüber sollte sein Tod als Jagdunfall gemeldet werden, wie es damals üblich war; für die Gesellschaft war er in regelrechtem Zweikampf gefallen. Noch auf dem Kampfplatz hatte

der Graf Aufberg erklärt, daß er sich nach der Beerdigung Ravens unter den gleichen Bedingungen mit Haber schlagen werde. Der Bankier, immer noch in seiner absonderlichen Starre, hat zugesagt, in erreichbarer Nähe zu bleiben.

Im Wagen beobachtete der Marchese den Schweigfamen, den jede Kraft verlassen zu haben schien und dessen Kopf bei den Stößen der Räder haltlos gegen die Polsterung schlug.

„Verzeihen Sie, daß ich spreche“, sagte schließlich Ruccellai. „Ich begreife nicht die dunkle Szene, von der wir kommen. Ich will sie auch nicht begreifen lernen, weil ich zu den Menschen gehöre, die vor dem Dunkel Respekt haben. Ich will Sie nur eines fragen, wozu ich vielleicht ein Recht habe, weil ich jetzt neben Ihnen sitze. Wenn Sie mir aber nicht antworten wollen, zürne ich Ihrem Schweigen nicht. — Baron, ich sah Ihr Ver-

halten während des Kampfes, und ich sah Ihre Bewegung, bevor ich Ihnen die Waffe nahm. Würden Sie, wenn Raven auf Sie geschossen und Sie den Schuß überlebt hätten — würden Sie auch Ihren zweiten Schuß in die Luft geschossen haben?“

Haber sah ihn an und entgegnete leise: „Auch den dritten, wenn es so weit gekommen wäre.“

Der Marchese schwieg eine Weile; dann sprach er zögernd: „Würde es Sie .. erleichtern, wenn mein ehrliches Gefühl Sie von jeder Schuld an Ravens Selbstmord freispricht?“

Haber schüttelte traurig den Kopf: „Darauf kommt es jetzt nicht mehr an, mein Freund.“

Ruccellai sah ihn voll an: „Werden Sie auf Aufberg schießen? — Hören Sie, Haber, wenn Sie mir die Antwort geben, die ich erwarte, stelle ich mich für Sie — und Sie gehen noch heute über die Grenze.“

Haber fuhr auf und schlug sich gegen die Stirn: „Gibt es Wunder, Marchese?“ schrie

er. „Hat Gott heute früh seinen Willen gesagt? Warten Sie! Warten Sie! Schweigen Sie über alles! Bald gebe ich Ihnen Antwort. Vielleicht will Gott . . . vielleicht . . .“

Er packte Ruccellais Arm wie im Krampf.

„Es geht ja nicht um mich!“ stöhnte er, ließ sich zurückfallen und schloß die Augen. Der Marchese betrachtete ihn erregt. Als der Wagen sich der Stadt näherte, beugte sich Haber aus dem Schlag und rief dem Kutscher etwas zu. Nach zehn Minuten hielten sie vor einem Seitenportal des Schlosses.

Haber ließ den Pförtner an den Wagen rufen.

„Wenn Hoheit nach mir verlangen sollte,“ sagte er, „ich bin in meiner Stadtwohnung.“ — Er pflegte dem Pförtner seine jeweilige Adresse zu hinterlassen; so war seine Stimme ruhig wie immer, wenn er mit dem Mann sprach. Sie war auch ruhig, als er jetzt hinzufügte, jovial und ohne viel Gewicht: „Sonst etwas Neues, Bumiller?“

Der Alte legte sein kahles Gesicht in mitleidige Falten und flüsterte bedauernd: „Denken Euer Gnaden, unser kleiner Erbprinz ist über Nacht schwer erkrankt — einundvierzig Grad Fieber . . .“

„Ach,“ sagte Haber, „das arme Kind. — Guten Morgen.“

Der Wagen fuhr weiter. Haber sah den Marchese mit großen Augen an. Sein Gesicht trug wieder die Maske wie auf dem Duellplatz.

„Es gibt kein Wunder, mein Freund,“ sprach er langsam, „oder es gibt für mich kein Wunder. Ich danke Ihnen, aber Sie brauchen für mich nichts zu riskieren.“

Er schüttelte den Kopf.

„Warum sich das Schicksal zuweilen mit so unnützen Komplikationen amüsiert?“ fragte er, als wäre er mit sich allein. „Die Tragödie hätte heute früh zu Ende sein müssen.“

Der Marchese fragte ernst: „Also Sie schießen auf Aufberg?“

Haber wiederholte mit einem kleinen Lächeln: „Die Tragödie hätte heute früh zu Ende sein müssen.“

Die Nachricht von der Erschießung Ravens wurde in der Residenz sehr rasch bekannt. Gruppen von Offizieren und Studenten demonstrierten vor dem Haber'schen Haus. Selbst die bürgerliche Presse forderte die strafgesetzliche Verfolgung des Bankiers, zum mindesten seine Ausweisung.

Haber lehnte, ungeachtet der Vorstellungen seiner verängstigten Leute und eines warnenden Billetts des Großherzogs jeden polizeilichen Schutz ab und weigerte sich auch, auf seine Besitzungen außerhalb der Stadt zu gehen. Seine Familie hatte er nach seiner Rückkehr aus Paris nach Frankfurt geschickt. Jetzt stellte er dem Gefinde frei, das Haus zu verlassen; die meisten gingen.

Er schritt an diesem Tag zweimal durch

die Menge, die vor dem Haus stand. Er kam langsam die Freitreppe herunter, ohne Hut und Stock, sah mit geradem Blick die Leute an, die vor ihm zurücktraten, ging die Front seines Hauses ab und wartete — wartete auf die Faust, die ihn schlug, auf das Messer, das ihn steche, auf den Stein, der ihn treffe, auf die Kugel, die ihn erschieße. Doch er sah nur böse Augen und gehässige Rücken, hörte nur Flüche, halbe Beschimpfungen. Er ging zurück, ohne daß man seinen Schatten zu treten wagte.

Gegen Abend wechselten die Demonstranten: Fabrikarbeiter kamen, die den Vorfall benutzten, um einen revolutionären Text nach der Melodie der Marseillaise zu singen und sich mit der herbeieilenden Polizei zu prügeln. Man schrie: „Nieder mit dem Kapitalismus!“ — „Die Aristokraten an die Laterne!“ — „Hoch die Julikämpfer!“

Das nenne ich eine Verkennung der Tatsachen, sagte sich Haber bitter und schloß die

Läden seines Arbeitszimmers. Ich aber muß abwarten. —

Um zehn Uhr, als der Lärm auf der Straße abgeebbt war, verließ er das Haus. Auf dem Schloßplatz standen Leute und besprachen das eben ausgegebene Bulletin über den ernststen Zustand des Erbprinzen: das Fieber weiche nicht, beide Lungenflügel seien angegriffen.

„Das arme Kind“, sagte Haber zu einem Mann, der neben ihm stand.

Der sah kurz auf und sagte grob: „Nicht ärmer als irgendein andres Kind, das auf den Tod krank ist.“

Haber ging langsam und nachdenklich weiter.

Der einsichtige Teil der Bevölkerung beklagte die traurigen Vorfälle am Begräbnistag Ravens und verurteilte sie entschieden.

Raven wurde auf besonderen Befehl des

Großherzogs mit militärischen Ehren zu Grabe getragen. Der feierliche Kondukt, dem das gesamte Offizierkorps, der Adel, die Studentenschaft und eine unübersehbare Menge Neugieriger folgten, ging durch die Hauptstraße der Residenz, die voller Menschen war. Vor dem Hause des Hofbankiers von Haber, vor dem sich Pöbelhaufen stauten, setzte die Regimentsmusik aus: ob absichtlich oder zufällig, ist ungewiß. Nur die Trommeln schlugen dumpfen Takt. Plötzlich entstand eine Bewegung in der Menge. Wie auf geheimnisvolles Signal flammte ihre Wut auf. Stimmen brüllten — es war wie entsetzlicher Hohn —: „Es lebe Raven!“

In diesem Augenblick trat Haber auf den großen Mittelbalkon.

Stimmen schrien: „Fort der Mörder!“

Haber rührte sich nicht. Er blickte ernst, mit unbeweglichem Gesicht dem Leichenwagen nach. Das Geschrei wuchs: „Mörder! Fort der Mörder!“

Haber rührte sich nicht. Steine flogen gegen den Balkon. Haber hob die Schultern: aus seinen Nasenlöchern rann Blut. Er wischte es sich nicht ab. Er krallte sich mit den Fingern an der Brüstung fest und hob ein wenig den Kopf, die Lippen zusammenpressend.

Jetzt brüllte eine tiefe Stimme: „Er lacht! Er lacht!“

Ob es eine aufreizende Lüge des Schreienden war oder ob es ihm in Wahrheit schien, daß der etwas verzerrte Mund des Mannes auf dem Balkon ein Lachen unterdrückte, kann nicht entschieden werden.

Der Sturm auf das Haus begann. Ein Schuß fiel: Haber riß den Mund auf und fiel über das Balkongitter. Die Arme pendelten über der Tiefe.

Dann traten Männer auf den Balkon, hoben den Körper hoch, streiften ihm einen Strick um den blutigen Hals und hängten ihn an einer schmiedeeisernen Rosette des Geländers auf. Der frische Wind schaukelte ihn schaurig.

Der kleine Erbprinz starb am fünften Tag seiner Krankheit an doppelseitiger Lungenentzündung.

Er wurde in der Fürstengruft der Schloßkapelle beigesetzt. Die für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen und feierlich geübten Trauerhandlungen lenkten das öffentliche Interesse wie von ungefähr von dem vorausgegangenen Ereignis ab.

121 '72

WITHDRAWN

PT

2627

E7.3

K6

PT2627.E73 K6

Neumann, Alfred, 189

König Haber, Erzählung von Alt

C.1

980101 000



3 9308 00053383 8

EARLHAM COLLEGE LIBRARIES